Italienische Anthologie,

aus

prosaischen und poetischen

Schriftstellern,

in

deutschen Uebersetzungen.

Erster Theil.

H. S. C. BIBLIOTHEK COBURG

Liegnitz und Leipzig,
in der David Siegertischen Buchhandlung 1778.

Landes-
bibliothek
Coburg

Inhalt.

Auszug aus Muratori Lebensbeschreibung des Alessandro Tassoni S. 1 : 23
Endymion, aus dem achten Gesange des geraubten Eimers 24 : 28
Aus dem Unwissenden des Grafen Gasparo Gozzi 29 : 37
Der verlohrne Amor, von Torquato Tasso 37 : 42
Warnung wider die Liebe. Ein Schäferlied von Mario Colonna 42 : 44
Trajano Boccalini 45 f.
Der bestrafte Heuchler; (Ragguaglio 92. der zweiten Centurie) 46 : 48
Das Dankfest; (Ragguaglio 66. der ersten Centurie) 48 f.
(Das in Parenthesis eingeschlossene ist zu den beiden Rubriken S. 46 und 48 hinzuzusetzen.)
Die Jagd 49 : 52
Triumph der Gottheit, von Franz Petrarka 52 : 58
Cesare Bigolotti 59
Gabrielle Fiamma 60
Giovanni Battista Filippo Ghirardelli 61
Ursprung der Bianchi und Neri. Aus dem 2ten Buche der Geschichte von Florenz des Nicolo Macchiavelli 62 : 66
Graf Don Fulvio Testi 67 : 69
An den Ritter Enea Vaini 69 : 73
An seinen Sohn Giulio Testi 73 : 75
Lodovico Dolce 75 : 77
Alessandro Borghi 77
Giuseppe Maria Quirini 78
Giov. Tommaso Baciocchi 78 f.
Carlo Maggi 79 : 81
Angelo Poggesi 81 f.
Antonio Pucci 82 f.
Agnolo Firenzuola 83 : 85
Die Wachtel und der Sperber. Der Fuchs und das Stachelschwein 86 : 88

Die

Die drey Fische 88
Die beiden Vögel. Die Schildkröte und die Vögel 89:94
Probe von den Gedichten des Fierenzola 95:97
Erzählungen aus den Novelle antiche 97 f.
Der junge Prinz 98 f.
Von dem guten Könige Meliadus und dem Ritter ohne Furcht 99:101
Franco Sacchetti 101
Der Reiche und der Sackträger 103:106
Lorenzo Medici 106:109
Briefe des Publius Virgilius Maro, geschrieben aus den elysäischen Feldern an die Arkadia zu Rom. Erster Brief 109:115
Luigi Alamanni 115
Die Auferstehung Christi 116:119
Francesco Copetta 120
Die Gesichte 120:124
Guido Bonichi 124 f.
Monsignor Nicolo Fortinguerri 125:127
Gabriello Chiabrera 127:129
Giov. Batista Gamberucci 129 f.
Filippo Alberti 130 f.
Rudolfo Campeggi 131 f.
Luigi da Porto 132 f.
Romeo und Giulietta 133:154
Francesca Manzoni 154 f.
Pompeo Rinaldi 155
Lied von einem Ungenannten, aus Jagemanns Anthologie 156:159
Carlo Innocenzio Frugoni 160
An den Grafen Pietro Scotti 160:166
Aus dem Filaiete 166 f.
Vittoria Colonna 167:170

Auszug
aus Lodovico Muratori's
Lebensbeschreibung
des
Alessandro Tassoni. *)

Alessandro Tassoni ist aus einer der vornehmsten und angesehensten Familien zu Modena, die auch noch heut zu Tage daselbst blühet, 1565 gebohren. Sein Vater war Bernardino II Tassoni, und seine Mutter Gismonda Pellicari, gleichfals aus einem vornehmen adelichen Geschlech-

*) Diese Lebensbeschreibung hat Muratori zu der prächtigen Ausgabe von dem Eimerraube des Tassoni, die in Modena mit den Noten des Salviani und Barotti bey Soliani 1744 herausgekommen ist, verfertiget, nachdem er schon vorher eine unvollständigere 1739 herausgegeben, die auch den venezianischen Ausgaben des Bettinelli von Tassonis Gedichte vorgedruckt ist.

Geschlechte. Er verlohr seine Eltern in seiner frühsten Kindheit, und es blieben ihm nicht einmal Anverwandten, die die gehörige Sorgfalt für seine Erziehung auf sich genommen hätten, und kaum war er zu einigen Jahren gekommen, so sah er sich mit einer Menge von Prozessen umringt, die ihm das meiste von seinem ohnehin geringen väterlichen Vermögen vollends entzogen. Ueberdies verfolgte ihn das Glück während seiner ganzen Jugend mit vielen und langanhaltenden Krankheiten, und mit gefährlichen Feindschaften. Dies alles konnte nicht verhindern, daß er sich nicht frühzeitig den Wissenschaften in Modena widmete, wo er die lateinische Sprache, die Dichtkunst und die Beredsamkeit lernte. Sein erster Lehrmeister in der lateinischen und griechischen Sprache war Messer Lazaro Labadini, ein Mann, der eben so gelehrt, als gutmüthig und einfältig war. Tassoni gedenkt seiner in der 30 Stanze des 3 Gesanges seines Gedichtes, wo er sagt:

Es wohnete der schlaue Labadin,
Der seine todte Kuh kuriren wollte, drinn;

und selbst die Anmerkung dazu macht: dies war Messer Lazzaro Labadini, Lehrmeister des Dichters, zu dem eines Tags einer seiner Bauern kam, und ihm die Nachricht brachte, daß seine Kuh krepirt wäre. Er schickte ihn zurück und lehrte ihm einen Trank machen, der die Kuh schon wieder kuriren würde. Von der frühzeitigen Entwicklung seines Genies wird zu Modena noch eine Probe aufbewahrt, nehmlich ein Trauerspiel: Errico, auf dessen Titel von der Hand des Tassoni geschrieben steht:

Linie des achtzehnten Jahrs des Alessandro Tassoni. In seinem 22 Jahre hat er unter der Ueberschrift: Locus poenitentiae einen kurzen Diskurs hinzugefügt, worinnen er zeigt, was ihm in dem Stücke mißfällt und sich deswegen mit seiner Jugend entschuldigt. Und doch ist das Stück so gut versificirt, und hat hin und wieder so manche schöne und poetische Stellen, daß es einer Person von dreyßig Jahren keine Schande machen würde. In eben diesem achtzehenten Jahre seines Alters erhielt er auch wahrscheinlicher Weise den Doktorhut beider Rechte; eine Zierde, die damals von den Adelichen mehr geschäzt und gesucht wurde, als izt in irgend einem Lande. Gewiß ists, daß er sich um das Jahr 1585 nach Bologna begeben, um daselbst die Philosophie und andere Wissenschaften zu studiren, und sich auch einige Jahre daselbst aufgehalten, und man findet aus öffentlichen Denkmälern, daß er noch 1590 daselbst sich aufgehalten. Daß er auch in Ferrara gewesen, und daselbst die Rechte studirt, schließt man aus einer Stelle seiner eignen Schriften. Im Jahre 1591 und den zwey folgenden Jahren befand er sich wieder in Modena. Aber seine geringen Vermögensumstände riethen ihm bald, seinen Zustand zu verbessern und ein besseres Glück zu suchen. Er entschloß sich daher nach Rom zu gehen, wo alle vorzügliche Genies geschäzt und unterstüzt wurden, und wo auch die minder vorzüglichen Hofnung vor sich sahen: aber er konnte seinen Entschluß nicht eher als gegen das Ende des Jahres 1596 oder mit Anfang des folgenden zur Wirklichkeit bringen. Zu Rom schrieb er noch 1597 ein Gespräch unter dem Titel: Ragionamento tra il sig-

nore Cavaliere Furio Carandini, ed il Signor Gasparo Prati intorno ad alcune cose notate nel XII dell' Inferno di Dante, worinnen er Alexander den Grossen und Obizzo Marchese d'Este gegen den Dante vertheidigt.

Die Verdienste des Tassoni blieben auch zu Rom nicht lange im Verborgenen, und im Jahre 1599 ward er von dem Kardinal Ascanio Colonna auf sehr ansehnliche Bedingungen zu seinem ersten Sekretar erwählt, mit dem er 1600 nach Spanien gieng. Der Kardinal blieb an dem spanischen Hofe bis 1602, und hatte daselbst seine Absichten so gut ausgeführt, daß er zum Vizkönig von Arragonien erklärt wurde. Weil er aber diese Stelle ohne Einwilligung des Pabstes nicht antreten konnte, so schickte er den Tassoni nach Rom, um diese Einwilligung von Clemens VIII. zu erhalten. Das Breve des Pabstes an den Kardinal ist noch vorhanden, und enthält unter andern die Worte: Gratus etiam fuit aduentus familiaris tui, & a secretis Alexandri Tassoni, quem ut tuum, & ut præstantem etiam hominem libenter vidimus, & ex ejus uiua uoce eadem, quæ de te scire expectabamus, uberius non mediocri cum uoluptate cognouimus. Bey dieser Gelegenheit nahm Tassoni auch die priesterliche Tonsur an; aber die grossen Hofnungen, die er sich ohne Zweifel dabey machte, wurden in der Folge sehr schlecht erfüllt. Er kehrte darauf über Modena und Genua, wo er sich einschifte, nach Spanien zurück, und auf dieser Seereise verfertigte er seine Anmerkungen über den Petrarka, die aber erst viele Jahre nachher im Druck erschienen. Kaum war er in Spanien angelangt, als ihm der Kardinal, der nun die über-

überzeugendsten Proben von seiner Treue und Geschicklichkeit hatte, auftrug, in 14 Tagen abermals eine Reise nach Rom, in seinen Angelegenheiten zu unternehmen. Tassoni nahm auch den Auftrag an, und gieng mit einem Gehalte von 600 Scudi d'oro wieder nach Rom. Wie lang er nachher noch in den Diensten des Kardinals geblieben, und ob er sich selbst frey gemacht, oder von seinem Patron den Abschied erhalten, läßt sich nicht mit Gewißheit sagen. Wahrscheinlich ists, daß er sich im Jahre 1605 aus dem Dienste des Kardinals losgemacht, und nach Napoli, um sich daselbst zu vergnügen, gegangen. Auch findet man keine Spur, daß Tassoni viele Jahre nachher, da er sich in Rom aufhielt, sich wieder in den Dienst irgend eines Kardinals oder Fürsten begeben hätte. Sein Vermögen, so mittelmäßig es auch war, reichte doch hin, daß er davon in Rom leben konnte, ohne nöthig zu haben, der Sklave eines andern zu seyn. Er wollte wenigstens einige Zeit ganz den Wissenschaften und sich selbst leben, und das Glück der goldenen Freyheit geniessen.

Bald nach seiner Zurückkehr von Napoli nach Rom, ward er unter die Akademie der Vmoristi, die Paolo Lucio Momoini 1600 zu Rom gestiftet hatte, und 1606 oder 1607 hatte er die Ehre zum Prencipe dieser Akademie erklärt zu werden. Auch wurde er um diese Zeit zu einem Mitglied einer Akademie von einer ganz andern Art, nehmlich der Akademie der Lincei aufgenommen. Diese Akademie, die ihren Ursprung dem römischen Fürsten Federigo Cesi, Herzoge von Acquasparta zu verdanken hatte, beschäftigte sich mit mathematischen und mechanischen Wissenschaften, besonders aber mit der Astrono-

mie und Naturwissenschaft. Sie war die erste, die sichs zum Endzwecke machte, die Wahrheit ohne Vorurtheil zu untersuchen, und die Philosophie, besonders die Naturlehre von dem aristotelischen und scholastischen Wuste zu reinigen, und hatte die Ehre den grossen Galileo Galilei zum Mitglied zu haben, und allen seitdem in Europa berühmt gewordenen Akademien der Wissenschaften zum Muster und Beyspiel zu dienen. In dieser Akademie lernte Tassoni vorzüglich mit Freyheit zu philosophiren, und die Fesseln der alten Schulen abzuschütteln, wovon er in der Folge eine schöne Probe in seinem Buche della Varietà de' suoi pensieri abgelegt. Er säumte auch nicht lange, der Welt einen Theil derjenigen Früchte vorzulegen, die besonders in diesen beiden berühmten Akademien zur Reife gekommen waren. Im Jahre 1608 erschien zuerst in Modena bey Giuliano Caßiani: Parte de' Quisiti del Signor Alessandro Tassoni dati alla luce da Giulian Cassiani, e dedicati agl' Illustrissimi Accademici della Crusca, die aber, wie Tassoni sagt, ohne sein Vorwissen herausgekommen sind. Im Jahre 1609 gab er selbst seine Considerazioni sopra le rime del Petrarca heraus, deren Druck und Korrektur er auch selbst in Modena besorgte. Durch diese Schrift ward er in einen weitläuftigen Streit verwickelt, der zu verschiedenen Streitschriften in Prosa und Versen Gelegenheit gab, und nach der Italiener Art mit einer Hitze und Heftigkeit geführt wurde, die, wenigstens in den Augen anderer gesitteten Nationen, keiner Partey viele Ehre machen können. Im Jahre 1612 erschienen seine Quisiti ansehnlich vermehrt und verbessert unter dem Titel Varietà di

pen-

pensieri di Alessandro Tassoni, divisa in IX parti, nella quale per via di quisiti con nuovi fondamenti e ragioni si trattano le piu curiose materie naturali, morali, civili, poetiche, istoriche, e d'altra facoltà, che soglian venire in discorso fra' Cavalieri e Professori di lettere, bey Giovan Maria Verdi in Modena. Das 10te Buch kam erst in der Ausgabe, die in Carpi bey Girolamo Vaschieri erschien, hinzu. Ein solches Werk mußte nothwendig vieles Aufsehen machen; es mangelte ihm auch nicht an Gegnern und Tadlern, besonders unter denjenigen, denen, auch ausser der Theologie alle, Meinungen, die sie in der Schule gelernt und vertheidigt, oder welche unter dem Pöbel in Schwang gehen, heilig und unverletzlich sind. Freylich mangelte dem Tassoni noch sehr vieles von dem Licht und von den Hülfsmitteln, die wir seit einem Jahrhunderte von der Naturlehre und Philosophie erhalten haben: doch begrif auch damals schon sein heller Kopf, daß Aristoteles nicht unfehlbar wäre, und daß viele Meinungen seiner Anhänger nichts weniger als die Probe aushielten, wenn sie von der Wahrheit untersucht würden. Die Scholastiker der damaligen Zeit wurden daher über seine Kühnheit, von einem so alten und ehrwürdigen Philosophen nicht nur abzugehen, sondern ihn so gar mit aller Freyheit anzugreifen, äusserst aufgebracht. Er selbst schreibt hierüber an Camillo Baldi, einen berühmten Gelehrten, folgendes: „Es ist doch lustig von euch andern Aristotelikern, daß ihr, so bald euer Prophet etwas sagt, das euch nicht gefällt, sogleich den Sinn der Stelle läugnet, wenn er auch noch so klar und deutlich ist, und aus seinen

Worten das erzwingen wollt, was euch gut scheint. Ihr seyd schon so weit gekommen, daß ihr ihn zum Christen macht, er mag wollen oder nicht, und ich denk es noch zu erleben, daß ihr seine Wunder beweiset, und um seine Kanonisation anhaltet. Wenn Plato und Sokrates wieder aufstehen und sehen sollten, daß so viele grosse Philosophen, die vor und nach dem Aristoteles gelebt, von unsern neuern Schildkrötenhirnern für blosse Narren gehalten würden: was würden sie sagen? Aber ihr macht das schon klug. Wenn ihr euch dieses Aberglaubens nicht bedientet, den Verstand der Jugend zu verfinstern, so würde man zu der alten Freyheit zu philosophiren zurückkehren, und ihr würdet Gefahr laufen, euren Gehalt zu verlieren, den euch das Publikum giebt, damit ihr mit euren Sophistereyen die Lehre des Aristoteles und alle seine Chimären vertheidigt. Aber ich bitte Sie, mein Herr, ärgern Sie und erzürnen Sie sich doch nicht so sehr, wenn ich es nicht immer mit dem Aristoteles halte. Seine Lehre, ich gebe es zu, ist sinnreich und schön: aber ich will etwas neues sagen, und ich bitte mir die Meinung meiner Freunde aus, nicht daß sie mich belehren sollen, was ich wider den Aristoteles gesagt, sondern daß sie mich zurechte weisen sollen, wenn ich etwas ungereimtes gesagt habe. Ihr andern, die ihr von dem Aristoteles besoldet werdet, seyd freylich verbunden, seine Lehre zu vertheidigen, sie mag wahr oder falsch seyn: aber das geht mich nichts an.„ — Dieses wenige wird schon genug seyn, die Denkungsart des Tassoni kennen zu lernen; eine Denkungsart, die nicht knechtisch auf die Worte irgend eines Meisters schwur, und

die

die Descartes und Gassendis nicht erwartete, um von ihnen zu lernen mit Freyheit zu denken und zu untersuchen, ob es gleich heut zu Tage scheinen könnte, daß seine philosophischen Untersuchungen von keiner sonderlichen Bedeutung sind. Die Aristoteliker waren es nicht allein, die Tassoni durch dieses Werk aufgebracht hatte: er hatte darinnen auch den Homer mit gleicher Freyheit angegriffen, und andere paradoxe Dinge behauptet, die man ihm sehr übel auslegte, und wodurch er sich den Unwillen auch anderer Gelehrten aussetzte.

Unter diesen Beschäftigungen brachte Tassoni seine Zeit zu, bis er sich wieder in die Dienste des königlichen Hofes von Savoyen begab. Es herrschte damals daselbst Karl Emanuel, der sich so wohl durch seine Tapferkeit, als durch seine Liebe zu den Wissenschaften hervorthat. Ihm hatte Tassoni öfters so wohl schriftlich als mündlich grosse Lobsprüche ertheilt, und der Prinz hatte ihm nicht nur in einem eigenhändigen Schreiben dafür im Jahre 1613 gedankt, sondern auch seinem Minister in Napoli anbefohlen, ihm 200 römische Scudi auszuzahlen: wovon aber der Dichter nichts erhielt. Eben so wenig erhielt er von einem andern Geschenke, daß ihm der Prinz im Jahr 1616 versprochen hatte, und das in 30 Goldstücken mit dem Porträte des Prinzen bestehen und am Werthe 300 Scudi d'oro betragen sollte. Der großmüthige Prinz hatte auch seinem Minister in Rom Befehl gegeben, die erste ledige Pfründe dem Tassoni mit 300 Scudi jährlicher Pension zu ertheilen, aber dem Tassoni zu Gefallen wollte keiner von den reichen piemontesischen Priestern sterben, und also kam auch diese

Gnade ihm nicht zu Gute. Endlich erklärte der Herzog, der dem Tassoni doch einmal einen thätigen Beweis von der Achtung, die er für ihn hätte, geben wollte, ihn im Jahr 1618 zum Sekretar der römischen Gesandschaft, und Gentiluomo ordinario seines Sohns, des Prinzen Kardinals, mit einem jährlichen Gehalte von 300 Dukatoni, einer zu 15 Gülden gerechnet. Tassoni nahm den Titel und das Amt dem Ambassadeur zu dienen an, nur verbat er sich die Benennung eines Sekretars aus besondern Ursachen, die er dem Ambassadeur des Herzogs zu Rom entdeckte. Er verblieb zwey Jahre in dem Hause dieses herzoglichen Ministers, der ihm zwar mit aller Achtung begegnete, aber ohne daß Tassoni je einen Dreier von der ihm angewiesenen Besoldung erhalten konnte. Indessen ward Paolo Aprile, erster geheimer Sekretar des Prinzen von Savoyen, wegen eines abscheulichen Verbrechens hingerichtet. Der Graf von Verrua, der stets eine besondere Hochachtung für Tassonis Verdienste bezeigt hatte, empfahl ihn zu dieser Stelle dem Herzoge und dem Kardinale, und hatte auch keine Schwierigkeit, sie für ihn zu erhalten. Ueber die Unterhandlungen verstrichen indeß doch einige Monate, aber endlich schien im May 1620 alles richtig. Tassoni wurde nach Turin berufen, und machte sich, nachdem er 300 römische Scudi Reisegeld erhalten hatte, auf den Weg nach Modena zu. Unterwegens wurde er von dem Kardinale Pio, der von seiner Reise Nachricht erhalten, durch einen sehr höflichen Brief eingeladen, nach Ferrara zu kommen, weil er nichts so sehr wünschte, als ihn kennen zu lernen, und ihn wenigstens ein paar Tage

zu

zu geniessen. Tassoni gieng auch wirklich dahin, und von da nach Modena, wo er einige Tage zubrachte, die Prinzen und seine Anverwandten und Freunde zu besuchen. Als er darauf nach Turin kam, erhielt er Befehl von dem Prinzen Kardinal, sich bey der Audienz des Herzogs seines Vaters zu präsentiren. Er wurde zur Audienz gelassen, aber mit Mühe. Er wurde gnädig aufgenommen, aber mit wenigen Worten und auf eine andere Audienz verwiesen. Mit dem Antritt seiner Stelle verzog sichs von einer Zeit zur andern. Er hielt zwar öfters um Audienz an, aber nie konnte er sie erhalten. Endlich gestand ihm der Herzog mit aller Achtung, daß ihm schlimme Dienste geleistet würden. Und so war es auch, wie es Tassoni endlich nach vielen Nachforschungen erfuhr. Die andern Sekretare am Hofe nehmlich, sahen diesen fremden Vogel, der sich unter sie einmischen wollte, mit scheelen Augen an, und das um so mehr, da der grosse Ruhm, den er sich durch seine Gelehrsamkeit und seine Schriften erworben hatte, ihren Neid erregte, und sie ihrer selbst wegen besorgt machte. Sie wandten daher alle mögliche Kunstgriffe an, um ihn auszuschliessen. Seit kurzem war Prinz Filibert der zweyte Sohn des Herzogs von dem spanischen Hofe zu Turin in der Absicht angekommen, seinen Vater mit den Spaniern zu vereinigen. Diese Gelegenheit machten sich die piemontesischen Sekretare so gleich zu Nutze, um Tassonin zu stürzen; indem sie vorstellten, daß er ein erklärter Feind der spanischen Nation wäre, und daß das Unterhandlungen vergebens machen würde, wenn man in diesem Zeitpunkte einen Mann

von

von solchen Gesinnungen an den Hof einführen wollte. Sie legten ihm überdieß alle diejenigen Schriften bey, die damals wider die spanische Monarchie herausgekommen waren, und liessen auch einen Brief wider ihn von dem Gouverneur zu Meiland an den Hof zu Turin schreiben. Alle Vorstellungen und Entschuldigungen, die Tassoni gegen diese Beschuldigungen machte, waren vergebens; auch waren sie so wohl in Ansehung seiner Gesinnungen gegen Spanien, als der Schriften, die man ihm zur Last legte, nicht blosse Verläumdung, so sehr er auch stets geleugnet, daß er Verfasser der letzten sey. Er konnte nie wieder Audienz erlangen, und daher hielt ers für das beste, sich in die Abtey des Abt Scaglia nahe bey Saluzzo zu begeben, wo er auf seine eignen Kosten lebte, und sich die Zeit mit der Jagd vertrieb.

Unterdessen starb der Pabst Paul der fünfte. Der Herzog ließ daher 1621 dem Tassoni zu wissen thun, daß er wünschte, er möchte mit möglichster Eile nach Rom gehen, um seinem Sohne, dem Prinz Kardinal beyzustehen; er schickte ihm auch 1000 Dukatoni Reisekosten, und versprach ihm eine noch grössere Summe in Rom. Tassoni machte sich in aller Eile auf den Weg, aber unterwegens hörte er schon die unerwartete Nachricht, daß der Kardinal Lodovisio unter dem Namen Gregor XV. zum Pabste erwählt worden wäre. Tassoni setzte seine Reise fort, und kam, nachdem er 9 Monate in Turin zugebracht hatte, nun in Rom an, wartete dem Kardinal auf, wurde von ihm mit sehr heiterer Mine aufgenommen, konnte aber keine Entschliessung wegen seines Dienstes von ihm erhalten. Er hielt es daher für nothwendig,

dem

dem Ambassadeur von Frankreich zu entdecken, was ihm in Turin begegnet wäre, und dieß war auch nicht vergebens. Dieser Minister kannte und schätzte ihn, als einen Mann von grossem Werthe und der seiner Nation eifrigst ergeben war. Er sagte ihm daher, daß der Prinz Kardinal bereits von dem allerchristlichsten Könige zum Protektor seines Reichs in Rom erklärt worden wäre, und da es dem Könige zukäme ihm einen Sekretar der Protektion zu geben, so erwählte er hierzu ihn, den Tassoni, und als einen solchen ließ er ihn auch bald anerkennen. Aber der Prinz Kardinal, der grössere Hofnungen von dem spanischen Hofe in seinem Busen nährte, sah höchst ungerne einen Mann um sich, der gegen die spanische Nation so übel gesinnt war. So wohl er, als seine Höflinge fiengen daher an, ihn zu meiden; und dieß brachte Tassonin zu dem Entschluß, seinen Abschied wieder zu fodern. Hier hatte die Komödie noch kein Ende. Als der Prinz Kardinal 1623, nachdem Pabst Urban VIII zum Pabst war erwählt worden, nach Rom zurückkehrte, bezeigte er sich unzufrieden, daß ihn Tassoni nicht besuchte, und ihn flöhe. Und was noch schlimmer war, so war ihm von irgend einem Feind des Tassoni beygebracht worden, Tassoni habe seine Nativität gestellt, und gefunden, daß er ein Heuchler seyn würde. Der Prinz beklagte sich über dieses alles bey dem Kardinal Barberini, und verlangte durchaus, daß Tassoni aus Rom sollte gejagt werden. Und so sehr er sich auch rechtfertigte, daß er nie ein dergleichen Horoskop gemacht, so viele Mittel er auch anwandte, so bestand doch der Kardinal stets fest auf seinem Entschluß, daß er Rom meiden soll-

Ver-

te. Von ungefehr trug sichs zu, daß Tassoni zu der Jagd von Sezza um diese Zeit eingeladen wurde, wo er auch hingieng, und zehen Tage daselbst blieb. Nach Verfliessung dieser Zeit war es der Prinz Kardinal ohne fernere Einwendung zufrieden, daß er nach Rom wieder zurückkehrte, und so hatte endlich die ganze verworrene Sache seiner Bedienung an dem savoyischen Hofe ein Ende, die Tassoni zu seiner Rechtfertigung, und um seinen Verläumdern den Mund zu stopfen, öffentlich bekannt machen ließ.

Alle diese widrigen Zufälle und Glückswechsel waren indessen dem guten Namen und dem Ruhme des Alessandro Tassoni nicht im geringsten nachtheilig. Er hatte sich nun von der Unbeständigkeit der Welt, und von den mancherley Windstössen, denen man bey Höfen ausgesezt wäre, vollends überzeugt, und gedachte nun fürs künftige sich selbst und seinen Büchern zu Rom zu leben, ohne sich mehr um eine Stelle zu bekümmern. Daselbst miethete er sich ein Haus mit einem Garten, lebte sehr eingezogen, und vergnügte sich, denselben selbst zu bauen und umzugraben, theils um sich Bewegung zu verschaffen, und theils seiner Blumen wegen, von denen er ein ausserordentlicher Liebhaber war. Ausserdem ergözte er sich öfters an der Jagd, besonders zur Zeit der Krammetsvögel. Indem er seine Zeit in dieser angenehmen philosophischen Ruhe zubrachte, begab sichs, daß ihn der Kardinal Lodovisio, Neffe des Pabsts Gregors XV. im Jahre 1626 aus eigener Bewegung, mit einem sehr ansehnlichen Gehalt, nehmlich 400 römische Scudi jährlich, und freyer Wohnung in seinem Pallaste, in seinen

Dienst

Dienst berufte. Tassoni folgte diesem Ruf, und behielt diese Stelle bis an den Tod dieses Kardinals, der im Jahre 1632 erfolgte.

Um diese Zeit regierte zu Modena, Herzog Franz der erste, ein Herr, der, so jung er auch noch war, mit dem ältesten und besten in Tugend, Verstand, und allem, was an einem Prinzen lobenswürdig ist, wetteiferte. Sobald dieser hörte, daß Tassoni durch den Tod seines Kardinals ohne Bedienung wäre, rief er ihn zu sich mit dem Titel eines Raths und Gentiluomo trattenuto, und einem sehr anständigen Gehalt und Wohnung am Hofe. Tassoni trat seine Stelle an, und diente seinem Fürsten mit aller Treue und Eifer, und da er die beste Leibesbeschaffenheit mit nach Modena gebracht hatte, so versprach er sich nun erst in seinem Vaterlande ein recht langes und glückliches Leben. Aber kaum hatte er ein Jahr daselbst zugebracht, als seine Gesundheit schon sehr merklich abzunehmen anfieng. Gegen das Ende des 1634 Jahrs hatte seine Krankheit schon so sehr zugenommen, daß er das Bette nicht mehr verlassen konnte, und diese machte endlich den 25 April 1635 seinem Leben in dem 71 Jahre seines Alters ein Ende. Er wurde mit allen Ehren in der St. Peterskirche bey den Benediktinern in seiner Familiengruft unter dem Altar beygesetzt, aber ohne daß ihm noch bis auf den heutigen Tag das geringste Denkmal gesetzt worden wäre, das der Nachwelt sagte, wo die Gebeine eines solchen berühmten Mannes ruhen. Er hatte einen natürlichen Sohn hinterlassen, der ihm in seiner Jugend durch sein liederliches Leben vielen Verdruß machte, ihn öfters bestahl, und andere schlechte

Strei-

Streiche angab, aber sich endlich doch als Kapitain in den Diensten des Herzogs Ludwigs von Este als ein braver und rechtschafner Soldat aufführte. Diesem hinterließ er monatlich 25 Dukatoni. Sein Haupterbe war der Malteserritter Marcantonio Tassoni: dem berühmten lyrischen Dichter Don Fulvio Testi vermachte er alle seine Bücher und Schriften, und vieles vermachte er noch an seine übrigen Anverwandten und Freunde.

Dieß ist das Leben des Alessandro Tassoni, eines Mannes, der so wohl an dem Hofe, als unter den Gelehrten seiner Zeit eine so grosse Rolle gespielt. Von seinem Genie und Verstande zeugen seine Schriften zur Genüge. In seinem Betragen war er frey und offenherzig; ein grosser Schwäzer; aufgeweckt und scherzhaft, aber auch ernst, wenn er es sein wolte, und die Angelegenheiten es verlangten; geziert mit allen Künsten und Wissenschaften; einem Kapitale, das man so selten bey denen, die an den Höfen grosser Herren dienen, vereinigt findet. Aus seinen Schriften erhellet überall, wie sehr er in der Philosophie seiner Zeit bewandert war, und nicht weniger war er in der alten Litteratur und Geschichte, als in der neuern erfahren. Wie weit er es in der Politik gebracht, und wie scharfsinnig er über die Begebenheiten und Sitten der Menschen Betrachtungen anzustellen wußte, leuchtet besonders aus seinen Briefen hervor, die aber gröstentheils noch ungedruckt sind. Aber vor allen war ihm so wohl von Natur, als durch Uebung, eine ausserordentliche Munterkeit, und eine äusserst richtige Beurtheilungskraft eigen, wodurch er das Wahre von dem Falschen, und den Schein von dem Wesen in den

menschlichen Handlungen zu unterscheiden wußte. Die Lebhaftigkeit seines Genies machte ihn vorzüglich geneigt, sich den gemeinen angenommenen Meinungen zu widersetzen, indem er sich nicht verbunden glaubte, die Meinungen und Vorurtheile anderer blindlings anzunehmen, ohne sie vorher auf die Probe zu setzen, und seine Meinung davon frey und offen zu sagen: dieß that er besonders in seinen Anmerkungen über den Petrarca, und in seinen verschiedenen Gedanken. In seiner Sprache, ihren Etymologien und Sprichwörtern war er sehr erfahren, und kannte sowohl ihre Vorzüge als Schwächen auf das genaueste: auch besaß er eine mehr als mittelmäßige Kenntniß der alten provenzalischen Sprache, und hatte die kostbare Sammlung von den Dichtern dieser Nation, die sich gegenwärtig in der estensischen Bibliothek befindet, und die älteste unter allen in Frankreich und Italien ist, in seiner Hand gehabt, und fleißig genützt. Diese Verdienste machten ihn zu einem würdigen Mitgliede der Akademie della Crusca, unter die er auch aufgenommen ward, zu deren Wörterbuche er auch einige Beyträge und Anmerkungen lieferte.

Von seiner Gelehrsamkeit und seinem Fleisse hat er auch durch den Auszug die Annalen des Baronius, den er noch bey Lebzeiten des Kardinals in Einem Jahre und unter einer Menge anderer Geschäfte verfertigt, keine geringe Probe abgelegt. Es führt dieses Werk die Aufschrift: Ristretto degli annali ecclesiastici e secolari, con diverse considerazioni politiche, e particolari importanti aggiunti alle cose dette dell Baronio, e dagli altri, und ist in 4 Theile eingetheilt. Die drey

ersten Theile enthalten einen Auszug aus Baronius von Christi Geburt bis auf das Jahr 1200. Der vierte Theil ist ganz des Tassoni eigne Arbeit, und enthält die Fortsetzung der Geschichte bis 1400. Die grosse Freyheit, mit der auch dieses Werk geschrieben ist, verhinderte, daß es nie im Druck erscheinen durfte: demohngeachtet ist es allgemein geschätzt und bekannt, und man findet sowohl in den meisten Bibliotheken zu Rom, als auch andern Städten Italiens, so wie auch in Paris, Abschriften davon. Zu Modena werden drey Kopien davon von des Verfassers eigner Hand aufbewahrt. Monsignor Antonio Querenghi gedenkt auch dieses Werks im 5ten Buche seiner lateinischen Gedichte, in folgender Stelle:

Forsitan & studio captus grauiore perurges
Sacrum opus assiduus scriptor, quo ingentia magni
Baroni breuibus claudens monumenta libellis,
Nectarea donas Tuscae dulcedine linguae.
Aut fessae requiem menti desueta Camoenas
Suauiloquas ad plectra uocas, pugnataque saeuis
Praelia dissidiis, Rhenumque, Padumque tumentes
Caedibus ad raptam lymphis putealibus urnam,
Et gentis captum Sardae in certamine Regem
Concinis immistis socco ridente cothurnis.

In den letzten von diesen Versen redet Querenghi von demjenigen Werke, auf welches sich der Ruhm und die Unsterblichkeit des Tassoni vorzüglich gründet, nehmlich von seinem heroischkomischen Gedichte: Der geraubte Eimer, in welchem der Krieg zwischen den

Mo-

Modenesern und Bolognesern erzählt wird, der durch einen hölzernen Eimer verursacht worden, den die ersten bey einem Einfall in Bologna genommen, und im Triumph nach Modena gebracht haben. Man höre, was Tassoni selbst in seinen Annalen bey dem Jahre 1249 davon sagt: diesen Krieg, in dem König Enzio gefangen wurde, hab ich in meiner Jugend in einem Gedichte unter dem Titel: der geraubte Eimer, besungen, von dem ich glaube, daß es wegen seiner Neuigkeit im Leben bleiben wird; indem darinnen das Heroische mit dem Komischen und Satirischen auf so eine Art vermischt ist, wie man nie vorher gesehen. In einer Chronik, die viel eher geschrieben worden, als Tassoni sein Gedicht machte, liest man, aber nicht vom Jahr 1249, sondern vom Jahre 1325, daß die Bolognesen von den Modenesen eine grosse Niederlage erlitten, daß die Modenesen sie bis in Bologna verfolgt, und daß einer unter ihnen einen hölzernen Eimer weggenommen, der sich in dem Thore San Felice befand, und daß sich dieser Eimer noch heut zu Tage in der Sakristey von San Gemignano befände. Und wahr ist es auch, daß in dem Thurme zu Modena, wo das Archiv der Domherrn und die Reliquien sich befinden, noch immer ein alter wurmstichiger Eimer mit einer eisernen Kette aufbewahrt wird. Es muß also wohl ein besonderer Umstand diesen Eimer dem Volke von Modena empfohlen haben, sonst liesse es sich nicht begreifen, warum sie für eine so geringe Sache so viele Sorge trügen. Indessen findet man doch in den ältesten Geschichten von Modena nichts von einem geraubten Eimer, weder im Jahre 1249 noch 1325; er

 muß

muß also wohl aus andern Ursachen den Modenesern wichtig geworden seyn, und die Erzählung, daß sie ihn von den Bolognesern erbeutet, ist ohne Zweifel eine Fabel, deren sich aber Tassoni, da sie durch das allgemeine Gerücht bestätigt wird, mit hinlänglicher Wahrscheinlichkeit bedienen konnte, sein Gedicht darauf zu gründen.

Dieses Gedicht ward von ihm im April 1611 angefangen und im Oktober eben dieses Jahrs geendigt. Im Jahre 1614 ward es abermal von ihm vorgenommen, und um ein ansehnliches vermehrt und verändert. Im Jahre 1616, wo er abermal viele Veränderungen damit vorgenommen hatte, gab sich sein Freund Barrisoni viele Mühe, es in Padua drucken zu lassen. Allein er fand so viele Hindernisse, daß es unterbleiben mußte. Eben so wenig konnte der Druck zu Venedig und Modena zu Stande kommen, wie Tassoni wünschte. Es verzog sich also damit bis in das Jahr 1622, wo es durch Vermittlung des Baroci und des Ritters Marino, die sich damals in Frankreich aufhielten, zuerst in Paris herauskam. Noch in eben dem Jahre ward es in Venedig unter der Aufschrift von Paris, und in Paris selbst abermals, und 1624 zu Rom unter dem fälschlich angegebenen Druckorte von Ronciglione nachgedruckt. In der Pariser Ausgabe hieß das Gedicht bloß: Secchia. Erst in der zu Rom hieß es Secchia rapita, und diese, da sie unter den Augen des Verfassers veranstaltet, und von ihm mit einigen Stanzen vermehrt wurde, wird unter allen alten Ausgaben für die beste und richtigste gehalten. In den folgenden Ausgaben von 1625 zu Venedig

und

und Meiland, und in der 1630 zu Venedig sind wenige Veränderungen, aber sie enthalten die Anmerkungen unter dem Namen Gaspare Salviani, von denen aber Tassoni ohne Zweifel selbst der Verfasser ist, und den Inhalt der Gesänge, die theils den Albertino Barrisoni, theils gleichfalls den Tassoni selbst zum Verfasser haben.

Durch dieses Gedicht, das das erste in seiner Art war, und einen allgemeinen Beyfall erhielt, erwarb sich Tassoni die Hochachtung aller Gelehrten und Kenner seiner Zeit. Bracciolini, der 1618 ein Gedicht von ähnlicher Art herausgegeben hatte, unter dem Titel: lo scherno degli dei, machte ihm zwar den Ruhm der Erfindung streitig: allein, obgleich das Gedicht des Bracciolini eher im Druck erschienen, so hatte doch Tassoni das seinige lange vorher verfertigt, und Bracciolini konnte es, da es häufig in Abschrift herumgieng, gar wohl gesehen und sichs zum Muster genommen haben. Im Jahr 1678 ward es von Perault ins Französische und 1715 ins Englische übersetzt. Ausser diesem Gedichte hat Tassoni auch ein ernsthaftes episches Gedicht von der Eroberung der neuen Welt angefangen, von dem aber nicht mehr als der erste Gesang und die erste Stanze des zweyten unter dem Titel Oceano zu Stande kam. Dieß sind alle die Schriften, so wohl gedruckte, als ungedruckte, die man dem Tassoni mit Zuverläßigkeit beylegen kann.

Was sein äusserliches Ansehen betrift, so war er von weisser Gesichtsfarbe, hatte lebhafte Augen, eine geräumige Stirne, blonde Haare in seiner Jugend, ein munteres Ansehn, und die Mine eines ehrlichen Man-

nes. In seinem Porträt wird er mit einer Feige in der Hand abgebildet. Man sagt, er habe einst ein Weib, die Feigen auf dem Markt zu Rom verkaufte, gefragt, ob ihre Feigen gut wären? Sie hätte ihm eine gegeben, daß er sie kosten möchte. Darüber wäre Tassoni den ganzen Morgen sehr vergnügt gewesen, und hätte zu seinen Freunden gesagt: dieß wäre das erste Geschenk, das er in seinem Leben erhalten, und dieß hätte die Veranlassung zu dieser Abbildung gegeben. Aber wahrscheinlicher ist es wohl, was sein Freund Gianvittorio Roßi (Erythräus) versichert, daß er dadurch zu verstehen geben wollte, daß er alles, was er am Hofe erhalten, nicht einer Feige werth schätzte. Man hat auch ein lateinisches Distichon, von dem er vielleicht selbst der Verfasser ist, das eben diese Gesinnung ausdrückt:

Dextera cur ficum, quaeris, mea gestet inanem?
Longi operis merces haec fuit, aula dedit.

Unter den Dichtern seiner Zeit schätzte er vorzüglich den Torquato Tasso und Guarini; für den sonst so berühmten lyrischen Dichter Chiabrera bezeugte er wenig Achtung. Vom Ritter Marino hingegen dachte er sehr günstig. Wollte Gott, (schreibt er an Barrisoni, der ein paar seiner Verse getadelt hatte, weil sie in Marinos Geschmack waren) wolte Gott, daß ich so schöne Verse machte, wie Marino, vielleicht macht ich das übrige besser, als er.

So wie kein Mensch ohne Schwachheiten ist, so war es auch nicht Tassoni. Von einem Manne, der ein so abgesagter Feind der Vorurtheile war, und sie

mit

mit so vielem Muthe bestritt, sollte man es wohl kaum glauben, daß er so viel Vergnügen an der Astrologie fand. Er war darinnen sehr erfahren, und hielt sie für eine Kunst, die keinesweges unnütz oder nichtsbedeutend wäre. Und wenn sie betrüglich wäre, glaubte er, so läge das nicht an der Kunst, sondern an uns; und wenn sie die Fürsten verdächtig zu machen suchten, oder verböten, so dürfte man sich darüber nicht wundern, weil es ihr Vortheil nicht wäre, daß man das Künftige voraus wüßte. Als er beym Drucke seines Eimers so viele Hindernisse fand, schrieb er in vollem Ernste an seinen Freund Barrisoni: „Sie glauben, daß der Eimer könne gedruckt werden, weil der Autor die Sonne und den Mond im Quadrat des Saturns vereinigt hat; und ich glaube nein, und erwarte davon nichts als Böses; denn die Konjunktion der Sonne und des Mondes pflegt wohl merkwürdige Dinge hervorzubringen, aber nie etwas gutes. Der Erfolg wirds zeigen.„ — Wenn er sich von der Nichtigkeit dieser seiner Lieblingswissenschaft nicht eher überzeugen konnte, so mußte ers doch gewiß am Ende seines Lebens können. Denn nach dem Horoskop, das er sich gestellt hatte, hätte sein Tod schon im 66sten Jahr seines Alters erfolgen müssen: aber dieser kam erst, ohne ihn oder die Planeten um Erlaubniß zu fragen, in seinem ein und siebenzigsten Jahre.

Endymion
aus dem achten Gesange des geraubten Eimers.

In süssem Schlummer lag von Jagd und Hitze laß,
Endymion, vom schmeichelnden Gefieder
Des Wests gekühlt, auf blumenvollem Gras.
Umstrahlt von jedem Reiz und seine Augenlieder
Geschlossen sahn ihn Amors kleine Brüder;
Wer anders, dachten sie, als Amor wäre das?
Und fröhlich senkten sie den Flug zu ihm herab
Und banden Hüfthorn ihm und Köcher tändelnd ab.

Um seine Rosenwangen wehn
Die goldnen Locken ihm, ein Spiel verliebter Winde.
Die streichen ihm die holden Götterchen
Mit ihrer kleinen Hand aus dem Gesicht gelinde,
Und pflücken ringsumher sich Blumen, die geschwinde
In Kränze sie und Blumenketten drehn,
Mit denen sie, ein Anblick zum Entzücken!
Ihm Stirn und Fuß und Hand und Busen schmücken.

Und wenn, wie öfters dann ihr Spiel dieß unterbricht,
Sie Ros' und Lilie mit seinem Reitz vergleichen,
Wie freun sich da die kleinen Götter nicht,
Daß Ros' und Lilie dem schönsten Antlitz weichen!
Es schweigen Wind und Meer; es regt in den Gesträuchen
Kein Blättchen sich, stillschweigend, scheint es, spricht
Die Erde, Luft und Meer vom ehrfurchtsvollsten Triebe
Erfüllet: Seht! Hier schläft der Gott der Liebe!

Wie

Wie da in der gestirnten Zone,
Wo von der Sterne Glanz des Stieres Hörner glühn,
Die Töchter alle der Plejone
Mit ihrem goldnen Haar in ewger Schönheit blühn,
Doch keine glänzt, wie diese, deren Sohne
Die Gottheit über Dieb und Redner ward verliehn;
Wie Silberblüthe vor des Baumes jungen Blättern,
So glänzt Endymion vor allen Liebesgöttern.

So lag der Jüngling da, als eben
Von ihres Bruders Glanz, der vor ihr wich, umgeben,
Latonia hieher den Silberwagen lenkt,
Und auf das schweigende Gefild, dem neues Leben
Mit ihrem kühlen Hauch und frischen Thau sie schenkt,
Und es mit ihrem Duft umwebt, die Blicke senkt,
Und als entfernt sich ihr der schöne Schläfer zeiget,
Begierig mehr zu sehn, herab vom Himmel steiget.

Erschrocken fliehn, als sie den Glanz Dianens spähen,
Die kleinen Götter schnell. Sie aber stutzt, bleibt stehen,
Und kann sich satt nicht an dem Jüngling sehen,
Der hier so schön im Schlummer liegt vor ihr.
Die jungfräuliche Zucht bezähmt noch die Begier,
Erröthend steht sie noch und unentschlossen hier,
Schon weicht ihr Fuß, schon flieht sie; einen Blick
Nur noch und dann — ruft sie des Schläfers Reitz zurück.

Nun fühlet sie sich ganz schon von der Glut besieget,
Die durch das Aug in ihren Busen dringt,
Und immer näher sie dem schönen Knaben bringt,
Bis sie zuletzt sich sanft an seine Seite schmieget

Und um die Stirne sich und Brust die Blumen schlingt,
Die mit so vieler Kunst die Götterchen gefüget.
Gift ist der Duft, den sie aus ihnen in sich zieht,
Der noch die Flamme mehrt, von der ihr Herz schon glüht.

Dieß brachte sie sich selber unbewußt,
Stets weiter, und zuletzt zu Küssen.
Die wurden ihm auf Mund und Aug und Wang und Brust
So lebhaft aufgedrückt, so innig, so voll Lust,
Daß sie wohl aus dem Grab ihn hätten wecken müssen.
Erschrocken eilt er schon, sich zu der Göttin Füssen
Zu werfen, deren Glanz verblendet seinen Blick,
Allein der Göttin Arm hält zärtlich ihn zurück.

Was siehest du, spricht sie, indem sie hold ihm lacht,
Du schöner Schläfer doch so furchtsam hin und wieder?
Ich bin die Luna, die geheimer Zwang hernieder
Zu dir, und Glück und Liebe hat gebracht;
Sey ruhig, setze dich hier furchtlos bey mir nieder;
Nur laß ins Dunkel stets von der verschwiegnen Nacht
Gehüllt die Flamme seyn, die ich itzt kund dir mache,
Sonst — zittre! — schützt dich nichts vor einer Göttin Rache.

Du Abglanz von dem Licht der Sonne! Schmuck der Welt!
Ich bin ein schlechter Hirt, der sich empor zu schauen,
Begann der Jüngling drauf, zu dir nicht würdig hält:
Doch wenn mein Glück, o Göttin, dir gefällt,
Auf meine Treue kannst du bauen.
Nimm hier, holdseligste von allen Götterfrauen!
Dieß weisse Band davon zum sichern Unterpfand,
Das meiner Mutter einst gab meines Vaters Hand.

Und

Und giebt, indem ers sprach, ein weisses schönes Band
Mit Lilien von Perlen reich durchsticket,
Das seine Brust und rechte Schulter schmücket,
Von der sichs quer herab zur linken Hüfte wand,
Der Göttin zum Geschenk, die ausser sich entzücket,
Aus ihrer Brust voll Glut längst alle Scheu verbannt,
Und, einer Blume gleich vom Mittagsstrahl versengt,
Sich schmachtend in des Jünglings Arme senkt.

Die blätterreiche Ulm umkriecht
Die Rebe nicht so lange, so gedrungen,
Der Epheu hält so fest umschlungen
Die dicht belaubte Fichte nicht,
Als hier von heissester Begierde ganz bezwungen
Die Göttin sich um ihren Liebling flicht,
Indeß getaucht in Amors süsses Gift,
Von beider Zungen stets der Pfeil ihr Herze trift.

Indem sich beide nun so brünstiglich umfahn
Und von den süssen nie gefühlten Wonnen
Und Seufzer, Kuß und Blick sich so berauschet sahn,
Erhub, als wieder sich ein wenig sie besannen,
Die Göttin ihrer beiden Augen Sonnen
Und klagete Gestirn und Elemente an,
Daß sie von blindem Wahn so lange Zeit betrogen,
Den Thieren war und nicht der Liebe nachgezogen.

Ich Arme! sagte sie, wie war ich nicht verblendet,
Als ich den Bogen nahm, und wild durchstrich den Hain.
Wie viele Jahre hab ich unnütz nicht verschwendet,
Die itzt kein Gott mir mehr zurücke sendet!
Wie viel vergebne Müh! wie viel vergebne Pein!
Warum? warum sah ich es doch nicht früher ein,
Wie viel es besser sey der Liebe Frucht zu pflücken,
Als mit Gefahr und Müh die Thiere zu berücken?

Nun seh ich meinen Fehl: o könnt ich ihn ersetzen!
Doch dieses Glück wird mir vom Himmel nicht gewährt.
Nur für die Zukunft mich in Sicherheit zu setzen,
Dieß bleibt allein mir itzt noch unverwehrt.
So höre denn, o Luft! und Meer und Erde, hört,
Das ewige Gesetz, das niemand soll verletzen,
Und das mich selber soll und alle Mädchen binden,
So lang der Sonne Strahl noch leuchten wird und zünden.

So seys denn fest beschlossen: Keine Schöne,
So weit der Himmel, den mein Glanz bestrahlet, reicht,
(Die wenigen, die itzt mein Mund verschweigt,
Und denen, so wie ich, jedweder Stern sonst weicht,
Nur ausgenommen) sey, die kalt der Liebe höhne,
Nicht ihrer Keuschheit los zu seyn, sich herzlich sehne,
Nicht wünsche jeden Wink der Liebe zu erfüllen,
Als nur verstellt und wider ihren Willen.

Aus

Aus dem Unwissenden des Grafen Gasparo Gozzi,

eines Bruders des berühmten Carlo Gozzi.

Seit langen Zeiten her sind die Gelehrten sowohl von sich selbst, als von andern für das unglücklichste und mißvergnügteste Geschlecht auf der Welt gehalten worden. Wenn sie sonst nicht wissen, worüber sie sich beschweren sollen, so seufzen sie über die verderbten Sitten ihres Zeitalters, und beschweren sich mit dem bittersten Schmerze, daß man heut zu Tage an nichts als an sinnliche Vergnügungen denkt, daß die Tugend gar nicht mehr geachtet werde, und was dergleichen Stoßseufzerlein denn mehr sind, die nie dem, der sie abgeschickt, das geringste gefrönt, und von jeher von allen Nationen der Erde für das eckelhafteste Zeug von der Welt sind gehalten worden. Zu läugnen ist es zwar nicht, wer sich den Wissenschaften und Künsten weihet, findet Schwierigkeiten die Hüll und die Fülle. Das hat z. B. Taddeo Zuichero, der einer der besten Mahler seiner Zeit geworden ist, in seiner Jugend wohl erfahren. Er verließ seine väterliche Wohnung, um das Studium seiner Kunst in Rom fortzusetzen. Er hatte Verwandten daselbst, bey denen er sich Aufnahme versprach; aber vergebens; keiner daselbst war zu bewegen, ihn bey sich aufzunehmen oder zu unterstützen. Da er nun nicht wußte, was er anfangen sollte, vermiethete er sich bey einem

einem gewissen Schmierer, um ihm die Farben abzureiben. Der Mann war verheurathet, und das zwar mit einer vortreflichen Wirthinn, die den jungen Taddeo keinen Augenblick sich von seiner Arbeit entfernen ließ, ob sie gleich dem armen Jungen nicht satt zu essen gab. Sie trieb ihre Sparsamkeit so weit, daß, als der junge Mensch einst vom Hunger getrieben ihr ein Brod mauste, und sie das entdeckte, sie die Brodkiste nicht nur auf dem Boden versteckte, sondern dieselbe auch um und um mit Schellen behenkte, damit die geringste Berührung den Dieb, wenn er sich ferner gelüsten lassen sollte, seinen Hunger zu stillen, sogleich verrathen möchte.

In einem gewissen Reiche von Afrika war einst ein Philosoph, der durch seine Weisheit und klugen Rathschläge dem Könige und seinen Unterthanen keine geringen Wohlthaten erwiesen hatte. Ihre Majestät dankten ihm des Tages wohl tausendmal, und wenn der Ehrenmann seine kleine Hütte verließ, (denn eine bessere Wohnung hatte er sich mit aller seiner Weisheit und Tugend nie erwerben können) so sah er sich von den Leuten haufenweise umgeben, die ihm tausend Glück und Segen wünschten. Aber, da, wie bekannt, auch die Philosophen essen, und wie die Unwissenden vieler Dinge benöthigt sind, so erwartete dieser Unglückliche, ohne doch jemals den Mund zu eröfnen, einige Vergeltung für seine treugeleisteten Dienste von dem Könige. Ihro Majestät hatten ihm auch schon Hofnung gemacht, hatten auch schon mit dero Ministern von der Sache gesprochen, wie sie geruhen wollten, wenn sie eines Abends von der Jagd zurückkämen, den vortreflichen

Wei-

Weisen durch eine ganz ausserordentliche Gnadenbezeugung zu überraschen. Jedermann eilte, dem Philosophen diese gnädige Gesinnung des Königs zu hinterbringen, und ihm dazu Glück zu wünschen. Der ehrliche Mann, der den guten Willen seines Herrn von so vielen Zungen gehöret hatte, begleitete ihn, ohne etwas zu sagen, an demselben Tag auf die Jagd, und hofte schon, im Voraus von Dank erfüllt, daß dieser Abend allen seinen Mühseligkeiten ein Ende machen würde. Zunächst bey dem Könige war ein junger Mensch, von den nichtswürdigsten Sitten, aber dreuste, witzig, aufgeweckt, stets fertig zu schwätzen, und auf keine Rede eine Antwort schuldig zu bleiben: ohne sonst ein anderes Verdienst zu haben, als daß er allen Leuten Böses zufügte, und ihren guten Namen brandmarkte. Indem man sich nun mit Aufsuchung der wilden Thiere beschäftigte; siehe, da kam, ich weiß nicht woher, auf einmal ein grosser Vogel aufgestiegen, und ließ, indem er über den König wegflog, seinen Unrath herabfallen, womit auch ein Theil des königlichen Gewandes besudelt wurde. Der junge Mensch war sogleich bey der Hand, richtete den Bogen nach dem Vogel, drückte los, und tödtete ihn glücklich, und das alles in einem Augenblicke. Darüber waren nun Ihre Majestät von Freuden ganz ausser sich, und umarmten den vortreflichen Schützen mit einer Inbrunst, als wenn er sie von dero Todfeinde, der sie mit Gifte vergeben wollen, durch seine Klugheit und Treue gerettet hätte. Der glückliche Jüngling mußte in seinem Pallaste wohnen, erhielt die wichtigsten Bedienungen, und sah sich in einem Augenblicke bereichert.

Der

Der König nennte ihn nicht anders als seinen Bruder, und wollte daß alle Geschichtschreiber seine Heldenthat erzählen und alle Dichter sie besingen sollten. Und was ward denn aus unserm Philosophen? Was man sich leicht vorstellen kann. Der wurde nicht nur für diesen Abend, sondern auf immer von dem Könige so gänzlich vergessen, als wenn er ihn nie gesehen, und nie etwas von ihm gehört hätte. Der gute Mann sah sich am Ende genöthigt, das Reich mit seiner unnützen Weisheit zu verlassen, und anderswo zu betteln. Er bereute es nun, daß er statt aller seiner Weisheit nicht lieber auch gelernt, den Bogen so künstlich zu schiessen: aber das war nun zu späte.

Mit dergleichen Beyspielen, welche die Mühseligkeit und das Elend der Zöglinge der Musen bezeugen, könnte man nun freylich ganze Bücher anfüllen. Und woher mag denn das Uebel wohl kommen? Auf der einen Seite muß man nun wohl zugestehen, daß dergleichen Leute selten die Begegnung und Unterstützung finden, die sie verdienen und erwarten können: aber auf der andern Seite ist es denn auch wieder nicht zu läugnen, daß diese Herren ein so besonderer Schlag von Leuten, und von der gewöhnlichen Gattung der Menschen so verschieden sind, daß man in der That dem menschlichen Geschlechte kaum zumuthen kann, sie für ihre Nächsten zu erkennen.

Es ist Karnevallszeit. Eine Menge von Menschen männlichen und weiblichen Geschlechts, versammlen sich in einer Kaffeebude, und unterreden sich von leichten Dingen, die jedermann versteht. Da sitzt nun einer

ner dieser hochgelahrten Männer in irgend einem Winkel, wie eingemauert, schweigt, oder spricht wenig, sprudelt von Zeit zu Zeit eine Sentenz oder eine lateinische Stelle, und sucht sich nach und nach den Weg zu einer gelehrten Dissertation zu bahnen, vor der Gott jeden gläubigen Christen in Gnaden behüten wolle. Welche Unbeugsamkeit! Welche Ungezogenheit! Was können ihm nun die Leute antworten, die nichts wissen, und sich auch nichts darum bekümmern, etwas zu wissen? Die wenig Gedanken wollen, und denen Wissenschaft und Unwissenheit gleich viel gilt? Wenn du, der du gelehrt bist, hundert Dinge weißt, die andere nicht wissen, so wissen andere, auf die du als auf Unwissende mit so stolzer Verachtung herabsiehst, wieder hundert Dinge, von denen du mit aller deiner Weisheit nichts weißt, und die, wenn du sie in die Wage legst, eben so schwer wiegen, als die deinigen. Diese Leute wissen zu kaufen, zu verkaufen, einer Familie vorzustehen, sich mit Geschmack zu kleiden, verstehen sich auf Fleisch, auf Fische und auf ihre Liederchen. In allen diesen Dingen bist du höchst unwissend, und wie einer, der aus den Wolken herabfällt; und wenn du eine Zeitlang demonstrirt hast, wie sich die Blitze bilden, wie die Flüsse entstehen, und von der natürlichen zerstörenden Kraft, die alle Dinge nach und nach aufreibt, und dergleichen Dingen geredet hast, so klebt dir die Zunge am Gaumen, und du weißt weiter kein Wort hervor zu bringen. Und wer weiß noch am Ende, ob das wahr ist, was du sagst? und wenn es wahr ist, was hilft dich denn dein Wissen?

N. N. war ein sehr tiefsinniger Philosoph: aber wenn jemand von Wissenschaften mit ihm redte, so sah er sich um, wer zugegen wäre, und wenn du ihn frügst: warum siehst du dich um? so antwortete er: ich möchte nicht gerne für einen Narren angesehen seyn, und den Verlust meines guten Namens beweinen. Es könnte mich ein Unwissender hören, und dann hingehen und sagen, daß ich ein Pinsel wäre. Ich redete einmal von dem Aufgange und Untergange der Sonne, und wie sie sich nach den verschiedenen Jahrszeiten von uns entfernte und wieder näherte. Da kam mir nun einer, der, ohne einmahl lesen zu können, mir beweisen wollte, daß alle Morgen eine neue Sonne aufgieng, und daß die Sonne, die des Abends untergienge, nicht wieder zum Vorschein käme, sondern sich verzehrte, wie eine Kerze, und daß die Sonne, die des Morgens aufgeht, so zu sagen, ein frisches Licht wäre, das man auf den Leuchter steckt, indem man die andere, die nun zu einem Endchen abgebrannt ist, in einer Kiste beylegte. Das war Dumheit! Gut: aber seine Meinung erhielt doch von allen Anwesenden einen allgemeinen Beyfall; alle lachten zum Ersticken, und wollte ich nicht ausgezischt werden, so mußt ich nur auch der Meinung von dem Lichtendchen seyn.

Kömmt ein Gelehrter in eine Familie, so will er in allen Dingen den Meister spielen. Er redet von der Erziehung auf eine Art, daß die Kinder, die nach seiner Weise erzogen wären, aus Höhlen und Wüsteneyen hervorgekrochen scheinen würden. Die Küche muß nach den Vorschriften des Apizius bestellt werden. Der Wein

darf

darf nicht anderst als Falerner heissen. Alle Dinge verlieren bey ihm ihren Namen. Der Herr des Hauses befiehlt dem, der für den Einkauf des Fleisches zu sorgen hat: Siehe daß du ein gutes Stück bekömmst, ich wollte gern Kalbfleisch, das an dem und dem Orte wäre geweidet worden: und hübsch fett, hörst du? und zart und wohlschmeckend. — Wenn ers nun hat, wie ers wollte, so setzt er sich hin und ißt, und kümmert sich, wenn es ihm schmeckt, weiter um nichts. Das sieht mir nun einer dieser hochstudirten Magisters, und für sein Leben muß er seine Weisheit zeigen, oder platzen. Wie er ißt (das hab ich einen mit meinen eignen Ohren sagen hören, indem der Herr einen guten Bissen von dem Kalbfleische in den Mund steckte) wie er diesen schönen Bissen hinein ißt, ohne die geringste Betrachtung darüber anzustellen? (Und das sagt er ganz laut) Wissen sie auch, was die Muskeln sind, meine Herrn? hören sie einmal die vortrefliche Beschreibung, die Lorenzo Bellini, Disc. 9. S. 24 davon macht. „Wenn ihr auf die schönen Stücke von magern Kalbfleische, die ihr an eurem Tische seht, Acht habt, so werdet ihr finden, daß alle diese magern Stücke aus sehr feinen Fäden zusammengesetzt sind, und daß um einen jeden dieser Fäden gleichsam ein Futteral von andern noch feinern Fäden ist, und ihr müßt tausendmal bemerkt haben, daß sich dieses Magre in gewisse harte und glänzendweisse Körper endigt, die bisweilen auch gekocht ihren Glanz noch erhalten. Die rothen Fäden sind sehr leicht zu bemerken, und dieß sind die Fäden des Einschusses. Die Fäden des Zettels aber zu beobachten, dazu gehört nun schon ein wenig

mehr Aufmerksamkeit, doch giebt es gewisse Kunstgriffe, vermittelst welcher man die Fäden des Einschusses von den Fäden des Zettels auf eine so leichte Art losmachen kann, daß sie gleichsam von selbst auseinander zu fallen scheinen, und daß sie, wenn man sie nur ein wenig anzieht, so ganz und lang, wie sie sind, hervorkommen und die ganze Arbeit des Zettels leer lassen. Das ist nun recht wunderbar und lieblich anzusehen. Diese Arbeit des Zettels, die nun so ganz leer geworden ist, sieht aus, wie eine gewisse Art von Netzen, in dessen Maschen vorher die Fäden des Einschusses eingeschlossen waren; man könnte sie auch wohl mit den Honigzellen der Bienen vergleichen, wenn sie leer von Honig sind. Wenn ihr also an eurem Tische euer Fleisch esset, so gebt doch bisweilen darauf Acht, und es wird euch ein grosses Licht über das Muskelgewebe aufgehen. Laßts euch auch nicht verdriessen, bisweilen darüber nachzudenken, wie viele grosse Kunst und Weisheit bey diesem Fleische angebracht ist, das ihr eßt, und das insgemein so geringe geschätzet wird.,,

Indem nun der Herr des Hauses während dieses erbaulichen Diskurses da saß und die Gabel mit dem Bissen immer in der Luft hielt, ohne zu wissen, wie ers zum Munde bringen sollte, sagte ich bey mir selbst. Da hör mir nun einmal einer die Eseley dieses Pedanten. Uns an die Anatomie zu erinnern, wenn wir essen wollen! Seinem Herrn zu verstehn zu geben, daß er ein Ignorante sey, ihm mit einem langen Geschwätze den Kopf warm zu machen, und unterdessen die Muskeln des Kalbfleisches kalt werden zu lassen. Wenn der bey jeder Handlung, die sein Herr vornimmt, ihm wie

ein Spion nachschleicht, und den Schulmeister macht, was für ein Leben muß er haben? Gewiß das beste, was er thun kann, ist, daß er sich ihn je eher, je lieber vom Halse schaft, ihm weder Brod noch Wein mehr zu geniessen giebt, und bey Trompetenschall ausrufen läßt: daß dergleichen Gelehrte die unerträglichsten Leute von der Welt sind, und daß jeder, dem seine Ruhe lieb ist, nichts mit ihnen zu schaffen habe, und sich vor ihnen hüte, wie man sich vor Aussätzigen hütet. Ich schliesse daher, daß wenn die Gelehrten sich beklagen, ihre Verdienste würden wenig von den Menschen geschäzt, sie sich um wahre Verdienste bekümmern, und sich hüten möchten andern ehrlichen Leuten beschwerlich zu fallen, und sich zu sehr durch ihr Betragen von andern zu unterscheiden.

Der verlohrne Amor

von

Torquato Tasso. *)

Vom dritten Himmel, dessen Königinn
Ich bin und Göttinn, komm ich hier herab
Und suche meinen Sohn, den flüchtigen
Kupid. — Auf meinem Schoosse saß
Er gestern, scherzete mit mir und da
Verwundete — wars Irrthum oder Wahl,

 Ich

*) Der Inhalt ist aus einer Idylle des Moschus genommen, die auch Fierenzuola nachgeahmt.

Ich weiß es nicht — den Busen er
Mit seiner goldnen Pfeile einem, mir
Und schnell flog er, der Strafe zu entgehn,
Davon, noch weiß ich nicht wohin.

Besiegt war bald der Zorn von Liebe
In meiner mütterlichen Brust
Und von der Sorg um ihn. Ich suchte
In allen Winkeln meines Himmels ihn,
Und in des Mavors Sphär' und allen Sphären,
Den kreisenden und unbeweglichen.
In allen Himmeln ist kein Ort, den ich
Nicht durchgesucht, und nirgends fand ich ihn.

Zu euch, ihr guten Sterblichen,
Komm ich nunmehr herab. Ich weiß,
Daß öfters er bey euch verweilt:
Von euch erfahr ich es vielleicht,
Wo sich mein kleiner Flüchtling birgt.

Nicht unter euch, ihr Schönen, hoff ich ihn
Zu finden. Oefters scherzet zwar, und fliegt
Um eure Locken, euer Antlitz er,
Pocht an des Mitleids Pfort' und fleht
Um Herberg: aber keine nimmt
Von euch ihn auf, in ihre Brust,
In der nur Kaltsinn wohnt und Stolz.

Bey euch, ihr guten Jünglinge,
Bey euch nur hoff ich ihn zu finden!

Denn

Denn unter euch ist keiner, der
Nicht gern ihm Aufenthalt gewährt.
An euch nur wend ich mich! O sagt,
O saget mir, wo ist mein Sohn?

Wer ihn von euch mir zeiget,
Der soll von diesen Lippen
Den süßten Kuß zum Lohne
Empfahn, und wer zurücke
Ihn selbst mir bringt aus seiner
Freywilligen Verbannung,
Der darf sich eines Lohnes
Getrösten, wie nur immer
Ihn meine Macht kann geben.

Und bey dem Styx sey es geschworen,
Ich halt', ich halte, was ich versprach!

Antwortet mir: wo ist mein Sohn? —
Antwortet keiner? Schweigt ihr alle?
Hat eurer keiner ihn gesehn? —

Vielleicht, daß unerkannt bey euch er wohnt,
Entflügelt seine Schultern, abgelegt
Den Bogen hat, den Köcher hat, der stets
Ihn sonst umtönt, und allen seinen Schmuck:
So höret mich! An diesen Zeichen, die
Von ihm ich euch nun geben will,
Könnt ihr ihn nicht verkennen.

Er, der gern unerkannt euch blieb,
Ist (ob an List und Alter gleich
Ein Greis) so klein doch, daß ein Kind
Den Gliedern, dem Gesichtchen nach
Er stets noch scheint. Veränderlich,
Und unbeständig, wie ein Kind;
Er liebet Scherz und Spiel, allein
Gefahr: und schadenvoll ist stets
Sein Scherz. Leicht zürnet er, und leicht
Ist er versöhnt. Zu gleicher Zeit
Sieht man in seinem Antlitz oft
Das Lachen und die Thränen. Kraus
Sind seine Locken und von Gold,
Um seine Stirne wallen sie,
Wie um Fortuna's Stirne, dicht
Und lang, im Nacken ist er kahl.
Wie Feuer glühn die Wangen ihm
Und kühne Wollust webet sich
Um seine Stirn. Sein Flammenblick
Ist trügerischen Lächelns voll.
Ihn wälzet er oft seitwärts, blickt
Verstohlens stets, und siehet nie
Gerade vor sich. Von der Milch
Entwöhnt scheint seine Zunge kaum,
Und lallet abgebrochen nur
Und halb die Worte: aber süß,
Voll Anmuth, voller Schmeicheley
Ist alles was er stammelt, ist
Musick. Auf seinen Lippen sitzt
Ein Lächeln stets, und Trug und List

Birgt unter diesem Lächeln er,
Wie unter schönen Blumen sich
Die Giftgeschwollne Natter birgt.
Gleich einem armen Pilger fleht
Demüthig und bescheiden er
Um Herberg: aber kaum hast du
Ihn aufgenommen, sieh! so wird
Er immer stolzer, kühner stets,
Und endlich vollends dein Tyrann.
Den Schlüssel deines Herzens will
Nur er allein; verjagt daraus
Die alten Bürger all' und füllt
Mit neuen es; schlägt die Vernunft
In Ketten, und gehorchen soll
Gesetzen nur, die er befiehlt,
Die ganze Seele. So verkehrt
Sich der bescheidne Gast gar bald
In einen Wüthrich, und verfolgt
Und tödtet alles, was sich ihm
Entgegen setzt und nicht gehorcht.

Ihn hab ich euch genau geschildert nun
Nach seinem Ansehn, seinen Sitten und
Gebehrden. Diese Zeichen müssen euch
Unfehlbar ihn verrathen. Ist er nun
Bey euch, so bitt ich, gebt mir Nachricht doch
Von meinem Sohn? — Antwortet ihr mir nicht?
Wollt ihr vor mir vielleicht verbergen ihn?
Verbergen, ha! ihr Thoren, wollt,
Verbergen wollt ihr Amorn? — Bald wird er

Von eurer Zunge, euren Augen sich
Auf tausendfache Art entdecken.
Ergehen, glaubt mir, wird es euch, wie dem,
Der eine Schlang in seinem Busen birgt,
Und sie durch Blut am End und Wehausruf
Entdeckt. — Ihr schweigt noch stets? — So will
An andern Orten ich doch noch vorher
Die Welt durchsuchen, eh zurück
Ich in den Himmel kehre.

Warnung wider die Liebe.

Ein Schäferlied
von
Mario Colonna.

Soll, ihr Hirten, eure Heerde
Euch gedeihn, die Flur euch blühn,
Wollt ihr Glück und Ruh und Freude:
O so müßt ihr Amorn fliehn!
Unheils mehr, als Wolf und Hagel
Bringt er, wenn ihr ihm nicht wehrt.
Seine Heerden muß der hassen,
Und sich selbst, der ihn verehrt.

Ihren Honig birgt die Biene,
Rauh und nichts versprechend ist
Aeusserlich die braune Hülle,
Die den Nektar in sich schließt.

Um=

Umgekehret macht es Amor,
Zeigt den Honig euch sogleich,
Aber tückisch birgt er seinen
Gift und seinen Stachel euch.

Wer des Tags mit seiner Heerde
Sorglos unter Blumen irrt
Und gesättigt sie am Abend
In die sichern Hürden führt:
O wie viel ist der beglückter,
Als der Thor, der von dem Blick
Einer grillenhaften Doris
Nur erwartet sein Geschick.

Jeden Augenblick der Freude
Kauft mit Jahren er voll Schmerz.
Immer seufzt er, weint und wimmert;
Du bist toll! spricht er zum Scherz.
Doris, Doris, nichts als Doris
Denkt er leis und seufzt er laut,
Und die Heerde wird dem Miethling
(Einem Schelm oft) anvertraut.

Ob die mehrt sich oder mindert,
Kömmt ihm niemals in den Sinn.
Wird ein Lämmchen ihm gebohren,
Nehms der Miethling immer hin!
Auf viel wichtigere Dinge
Muß er denken Tag und Nacht: —
Warum Doris gestern seufzte
Und warum sie heute lacht.

Wo die Blumen sind, die heute
Morgens er für sie gepflückt?
Wer der Schäfer war, dem gestern
Sie so freundlich zugenickt?
Hat das wohl nichts zu bedeuten,
Daß ihr Hund nicht bey ihr ist?
Zürnt sie wohl, daß ers gewaget,
Und sie ehrfurchtsvoll gegrüßt? —

Ob ihm auf den langen Winter
Auch sein Feld nichts hoffen läßt;
Ob am Stocke gleich die Traube
Welket, von ihm ungepreßt;
Andern mag das Sorge machen!
Wer so zärtlich liebt, wie er
Kann von Doris Blicke leben;
Lacht ihm der, was braucht er mehr?

Wer des Tags mit seiner Heerde
Sorglos unter Blumen irrt
Und gesättigt sie am Abend
In die sichern Hürden führt,
O wie viel ist der beglückter! —
Hirten denkt an eure Pflicht! —
Wer sich Amorn weiht, dem Schalke,
Taugt zu einem Hirten nicht.

Trajano Boccalini.

Trajano Boccalini, ein gebohrner Römer, lebte gegen dem Ausgang des 16ten Jahrhunderts und verdient ohne Zweifel unter den besten Satirikern aller Nationen eine der vorzüglichsten Stellen, die er sich auch durch seinen unglücklichen Tod, mit dem er seine satirische Laune büssen mußte, theuer genug erkaufte. Denn er wurde wegen einer Schrift, die er unter dem Titel: Pietra di paragone gegen den König in Spanien geschrieben, von einigen maskirten Personen mit Säcken, die mit Sand angefüllet waren, in Venedig todt geschlagen. Ausser dem so eben erwähnten Buche hat er ein anderes unter dem Titel: Raguagli di Parnasso oder Nachrichten von dem Parnassus geschrieben, auf welches sich eigentlich sein satirischer Ruhm gründet, und aus welchem auch die Proben genommen sind, die ich meinen Lesern vorlege. Er fingirt in diesem Werke einen Staat auf dem Parnaß, der aus den berühmtesten Personen aller Zeiten besteht, und dessen Beherrscher Apollo ist, den er über litterarische sowohl als über politische und moralische Sachen Urtheile fällen und Aussprüche thun läßt, die er dann unter dem Namen Menantes mit einer ganz originellen Laune und in der zierlichsten und reinsten italienischen Schreibart nebst den übrigen Begebenheiten, die sich auf dem Parnassus begeben, kund machet. Nach dem Zeugnisse des Erythräus soll er die Einkleidung seiner Satiren dem Nicolo Franco und Cesare Caporali abge-

abgeborgt haben. Das letztere bestättigt auch Carlo Caporali in den Anmerkungen über die Gedichte seines Oncles. Nun ist es zwar nicht zu läugnen, daß sich unter den Gedichten des Cesare Caporali ein Capitolo: Avisi di Parnasso befindet, das einige entfernte Aehnlichkeit mit der Manier des Boccalini hat, aber lange nicht genug, um ihm den Ruhm zu schmählern, den ihm auch ein unpartheyischer Engländer in dem London Magazine von 1741 beylegt. „Boccalini, heißt es daselbst, ist ein wahres Original, und ob man gleich sagen könnte, daß seine Schriften einige Aehnlichkeit mit den Schriften des Lucians haben, so dünkt mich doch, daß man sie deswegen keineswegs Nachahmungen desselben nennen könne. Jedermann weiß, mit welcher Begierde seine Schriften gelesen wurden, als sie zuerst erschienen, und wie sehr sie immer noch geschätzt werden, ob gleich die Zeit die feinsten Züge derselben ohne Kommentar für uns unverständlich gemacht hat.„ — Man hat eine alte deutsche Uebersetzung von den Schriften des Boccalini in 4to, die aber so gut als keine und auch ausserdem sehr selten ist; einzelne Stücke sind in dem Wochenblatte ohne Titel, das zu Nürnberg in den Jahren 1769 und 70 herausgekommen, übersetzt.

Der bestrafte Heuchler.

Ragguaglio.

Der Haß, den Apollo gegen das abscheuliche Laster der Heucheley trägt, ist so groß und unversöhnlich, daß er

er ansehnliche Preise für die aussetzte, die dergleichen Lucifers bey seinen Richtern angeben würden. Vor sechs Tagen wurde einer entdeckt. Apollo ließ sogleich Hand an ihn legen und ihn vor sich führen, und auf den ersten Blick erkannte er ihn alsobald für einen vollkommenen Heuchler. Aeusserst erzürnt ließ er ihm alley Schein, alle Verstellungen, und eine grosse Anzahl von Falschheiten abnehmen, riß ihm zuletzt auch den flittergoldnen Mantel der verstellten Güte ab, und zeigte ihn so seinen umstehenden Virtuosen in der reinen Blösse der teuflischsten Heucheley; darauf befahl er, daß dieser Schelm, andern, die zu einem so schändlichen Laster geneigt sind, zum Abscheu und Exempel an die Pforte des delphischen Tempels gebunden werden sollte, welches auch sogleich geschah. Nie haben die Augen der Sterblichen ein schrecklichers und gräßlichers höllisches Ungeheuer gesehen, als diesen Bösewicht, der sich der verstellten Rechtschaffenheit bediente, um seine wahren Fehler zu verbergen. In seinen Augen, die vorher der Sitz der Frömmigkeit schienen, sah man nun eine Bosheit, die allen Glauben übersteigt; in seinen Worten, die vorher die Demuth selbst waren, entdeckte man nun den Stolz eines Tyrannen, und in allen seinen Handlungen, die vorher den Schein hatten, sich mit wenigem zu begnügen, und sich am vielen zu ärgern, bemerkte man nun eine Habsucht, der die ganze Welt zu wenig schien, und die öffentlich darnach trachtete, daß das ganze menschliche Geschlecht zu dem Elende möchte gebracht werden, das Brod von ihm betteln zu müssen. Ueberdieß wurde man einen solchen Neid in diesem Verbrecher gewahr, daß er nichts inni-

inniger wünschte, als daß die Sonne keinen andern als ihn allein erleuchten und erwärmen möchte, und es war nun ganz klar, daß seine eigene äusserste Magerkeit vielmehr das Glück anderer als eigenes Elend zur Ursache hatte. Der Anblick dieses Buben war so gräßlich und abscheulich, daß das Volk aus Furcht, ihm zu nahe zu kommen, es nicht wagte, in den Tempel zu gehen. Alle Gelehrten dieses Staats konnten sich nicht genug darüber verwundern, wie es möglich wäre, daß ein trügerischer Heuchler mit einem einzigen Gran Moschus der Scheinheiligkeit den einfältigen Menschen die Pfütze seines stinkenden Gemüthes so wohlriechend machen, und mit ein bißchen Flittergold angenommener Ehrlichkeit so viele der häßlichsten Laster verbergen könne. Noch mehr verwunderten sie sich über die Schlafsucht der Menschen, die sich so können hintergehen lassen. Wo müssen doch, riefen sie aus, diese Leute ihre Augen und ihren Verstand haben, daß sie verblendet von solchen elenden Kunstgriffen einem so nichtswürdigen Gesindel, wie Narren nachlaufen können, das sie wegen ihrer Laster mehr als die Pest meiden und verabscheuen sollten.

Das Dankfest.

Ragguaglio der ersten Centurie.

Diesen Morgen wurde der alten Gewohnheit dieses Hofes gemäß von allen Fürsten der Dichter und gelehrten Baronen des Parnasses der Tempel der Vor-

sehung

sehung besucht, der Giovanni Gioviano Pontano in einer zierlichen Rede für ihre unendliche Güte und zärtliche Liebe dankte, die sie besonders auch darinnen gegen das menschliche Geschlecht erwiesen hätte, daß sie die Frösche ohne Zähne erschaffen. Denn vergebens würden alle ihre Wohlthaten für die Sterblichen gewesen seyn; vergebens hätte sie ihnen diese schöne Welt, bedeckt mit so vielen Himmeln voll hellleuchtender Gestirne, zur Wohnung eingeräumt; vergebens hätte sie dieselbe nicht nur mit einem Ueberfluß an allem Nothwendigen, sondern auch mit allen den ausgesuchtesten Vergnügungen erfüllt, wenn die Rechtschaffnen, die sie bewohnen, stets wären genöthigt gewesen, sich der unerträglichen Beschwerlichkeit zu unterziehen, immer in einem Paar eiserner Stiefeln einherzugehen, um sich vor den Bissen so eckelhafter und ungestümer Thiere in Sicherheit zu setzen. Nun aber ist gegen ein so häßliches Gesindel, das weiter nichts hat, als Maul und Stimme, ein gutes Paar Ohren hinlänglich, die sich aus einem solchen Geräusche machen, weil sie wissen, daß es damit sein Bewenden hat, ohne andern Schaden davon befürchten zu dürfen.

Die Jagd.

Gestern Morgens befahl Xenophon, Oberjägermeister des Apollo, dem Aktäon, Adonis, und andern berühmten Jägern dieses Staats, daß sie sich mit ihren Hunden auf den folgenden Tag bereit halten möchten,

weil Ihro Majestät eine allgemeine Jagd beschlossen hätten. Jedermann glaubte, daß Apollo, seiner Gewohnheit nach, auf den Berg Ida oder Helikon gehen würde, wo es Hirsche, wilde Schweine und anderes Wild im Ueberfluß giebt; aber man irrte sich. Sobald Apollo aus der Pforte des Parnasses hervor kam, verkündigte er eine allgemeine Jagd gegen die Schildkröten und Ameisen, die er, wie er sagte, um sich ein recht ausgezeichnetes Verdienst um das menschliche Geschlecht zu machen, gänzlich von der Erde auszurotten entschlossen wäre. Viele Virtuosen, begierig die Ursache zu wissen, warum Ihro Majestät einen solchen Haß gegen diese Thiere gefaßt hätten, sagten, sie könnten nicht umhin zu bekennen, daß ihnen dieses Vorhaben sehr seltsam vorkäme. Sie hätten die Schildkröte immer nicht nur für ein Bild der reiflichen Bedachtsamkeit, sondern auch für ein wahres Muster derjenigen Virtuosen angesehn, die das Haus ihres väterlichen Erbguts, und all ihr Vermögen an guten Wissenschaften mit sich trügen. Und was die Ameisen beträfe, so lehrten die die Menschen, im Sommer und in der Jugend es sich sauer werden zu lassen, um sich einen Vorrath auf den Winter des Alters einzusammlen, und sie verdienten daher, wie es schiene, als ein vortrefliches Beyspiel der Vorsicht, in der Vermehrung ihres Geschlechts vielmehr von Ihro Majestät unterstützt, als verfolgt und ausgerottet zu werden. Alles, was ihr sagt, erwiederte Apollo, ist wahr, aber die Menschen, wie sie nun alle immer mehr zum Bösen als zum Guten geneigt sind, haben von diesen Thieren die ärgerlichsten Beyspiele genommen, ohne sie

im

im Guten nachzuahmen. Einige Geitzhälse, Sklaven ihres eigenen Vortheils, haben allein von der Schildkröte die schändliche Gewohnheit gelernt, immer mit dem Kopfe, Füssen, Händen und allen Gliedern ihrer Gedanken innerhalb der Rinde ihres Interesse sich zu verstecken, und das Haus ihrer eignen Bequemlichkeiten mit solcher Niederträchtigkeit und Hartnäckigkeit herumzutragen, daß sie nie aus demselben hervorkommen, und ihren eigenen Vortheil zu dem einzigen Abgott ihres Herzens machen. Daher kömmt es, daß dergleichen Leute, sobald sie für Witwen, Waisen und andere elende Personen Sorge tragen sollen, alles zu ihrem eigenen Vortheil anwenden, und daß sie, wenn sich der Landesherr ihrer in öffentlichen Geschäften bedienen will, sogleich den ersten Tag, da sie ein Amt antreten, unverschämter Weise die verabscheuungswürdige Arbeit anfangen, das Wasser auf ihre eigne Mühle zu leiten. Und von den Ameisen haben unzähliche das unglückliche Beyspiel genommen, sich Tag und Nacht zu mühen und zu plagen, ohne sich je eine einzige Stunde einer erlaubten Ergötzlichkeit zu vergönnen, um auf jeder, auch wohl unerlaubter Strasse das Getreide derjenigen Reichthümer einzusammlen, die denn doch am Ende von dem Regen des göttlichen Zornes verderbt, und von den Mäusen der Diebe, Häscher, Advokaten und Richter geraubt werden. Denn alle diese Leute stellen unabläßig dem Vermögen dieser Harpaxe nach, die, wie die Ameisen, auch bey dem größten Ueberflusse sich nichts daraus machen, mager und elend zu seyn, und so in ihre Niederträchtigkeit und Habsucht versenkt sind, daß sie sich von allen Arten von

Leuten verfolgen, plagen und mit Füssen treten lassen, (wenn sie nur ihren Zweck erreichen können) wie die Ameisen, die so thöricht auf den öffentlichen Strassen herumlaufen. Jene tugendhafte Vorsicht, die ohne Fehler und werth ist von den Menschen nachgeahmt zu werden, hat die Majestät Gottes in die bewundernswürdigen Bienen gelegt, die mit jedermanns gutem Willen, und ohne jemand Schaden zuzufügen, ihre Zellen bauen, und sie mit dem süssesten Honig, das sie den Blumen geraubt, erfüllen; da hingegen die Ameisen das Getreide aus anderer Kornböden stehlen. Ausserdem bereiten die Bienen ihr Honig und Wachs nicht blos zu ihrem eigenen Vortheile, sondern zum allgemeinen Nutzen des menschlichen Geschlechts, und geben dadurch die vortrefliche Lehre, daß nur diejenigen Bemühungen heilig und von Gott gesegnet sind, die den allgemeinen Nutzen mit dem eigenen Vortheil vereinigen; da hingegen die Ameise bloß für sich selbst verhaßte Reichthümer aufhäuft, die sie andern gestohlen.

Triumph der Gottheit.

Von

Franz Petrarka.

Als einst umher ich meines Geistes Blick
Auf alles unterm Monde warf, und nichts
Als Unbestand und als Vergänglichkeit

Bey allem unterm Monde fand: da wandt'
Ich mich erschrocken, sagte zu mir selbst:
Nun siehe zu, worauf du trauen willst:
Auf Gott allein! antwortet' ich mir selbst,
Auf Gott allein! — Noch nie verließ er den,
Der ihm vertraut; du aber hast, o Welt,
Hast mich getäuscht! Nun seh ichs wohl, nun fühl
Ich was ich bin, und was ich war, und seh
Wie schnell, wie schnell die Zeit nicht gehet, fliegt!
Und klagen möcht ich nun! — Worüber? — Ist
Die Schuld nicht mein? — Warum eröfnete
Nicht früher denn die Augen ich? Warum
Harrt ich bis an das Ende dann? — Ach! wenns
Zu spät nun wäre! — Doch an keine Zeit
Ist Gottes Gnade ja gebunden. Ihr
Vertrauen will ich, und in mir auch wird
Sie ihre Wunder wirken. Dachte so.
Wenn aber, dacht ich ferner, wenn denn nun
Von allen diesen Dingen, die umher
Mit sich der Himmel wälzet, und beherrscht,
Bestand nichts haben kann: was wird zuletzt
Das Ende denn von diesem allem seyn?
So dacht ich ganz in mich versenkt, und sieh!
Da hob sich plötzlich eine neue Welt
Empor vor meinem Blick. Ganz unveränderlich
Und ewig. Sieh! der Himmel rollet sich
Zusammen wie ein Buch! die Sonne sinkt
Herab, herab die Sterne! Erd und Meer
Sinkt in ein Chaos: aber, aber sieh!
Wie umgeschaffen alles herrlicher

Und schöner sich aus den Ruinen hebt!
Sie — welch ein Wunder! — die nie stille stand
Und alles änderte in ihrem Lauf,
Sie seh ich unbeweglich fest nun stehn,
Und unveränderlich und wechsellos
Ist alles nun und Eins! — Vergangenheit
Und Zukunft ist nicht mehr, die beide so
Viel Bitterkeit, so viel Veränderung
In unser Leben mischten. — Weiter fort
Wird mein Gedanke hingerissen, dringt —
Nichts hält ihn auf — wie Sonnenstrahlen durch
Krystall, und gegenwärtig seh ich schon
Das höchste Gut, kein Uebel! Uebel ist
Das Werk der Zeit, kommt und vergeht mit ihr.
Nicht durch die Fische mehr, nicht durch den Stier
Wälzt itzt die Sonne sich! Mühseligkeit
Entstehet, weicht, wächst oder mindert sich
Nicht ferner, wie ihr schneller Lauf es will.
Heil euch, ihr Geister! die ihr ewig schon
Gesellet zu den höhern Chören seyd,
Schon oder bald es werdet, dorten, wo
Unsterblich euer Ruhm und euer Glück
Wird blühn! Heil dem, der schon hinüber ist.
Hinüber über diesen reissenden
Und ungestümen schnellen Felsenstrom,
Der Leben heißt, von vielen so geliebt!
Weh aber, weh dem armen blinden Volk,
Das seine Hofnung nur auf Dinge baut,
Die mit sich fort so eilends reißt die Zeit!
Ihr armen Sterblichen! arm am Verstand

Und Einsicht, schwach und blos und siech! Warum,
Warum doch setzt ihr eure Hofnung nicht
Auf den viel lieber, der mit einem Blick
Die Welt beherrscht, der Elementen Sturm
Erregt und schweigen heisset? Unbegränzt
Ist seine Güte, seine Weisheit, ist
Nicht Sterblichen nur unergründlich, ists
Selbst Engeln! Engel selber sind entzückt,
Der Theile tausendsten davon zu sehn,
Und ihn zu spähn ihr freudigstes Bemühn.
Wozu, wozu, ihr immer Dürstenden
Nach Nichts, nach Eitelkeit, wozu, wozu
So vieler Anschläg'? Einer Stunde Raub
Ist was ihr Jahre lang mit Müh gehäuft.
Seht, was euch bangt' und drängte, dieses Vor
Und dieses Nach, dieß Gestern und dieß Itzt,
Dieß Früh und Spät; dieß alles, alles ist
Auf einmal wie ein Schatten nun dahin!
Ein ewig Heut ist alles, alles nun!
Geebnet sind die Hügel, die den Blick
Zurück zu sehen, oder vor sich hin
Verhinderten! Gefallen sind nunmehr
Der Hofnung Stützen und der Furcht, die uns
So oft mit Wahn getäuschet, und zum Spiel
Gemachet unser Leben! Winter ist
Und Sommer ist nicht mehr, und todt und todt
Die Zeit! Verändert unser Aufenthalt!
Nicht mehr steht in der Jahre Willkühr nun
Der Ruhm der Menschen! Wessen Namen er
Einmahl auf seine Schwingen nahm, den trägt

Er unermüdet durch die Ewigkeit!
Heil euch, ihr Seelen, die am End ihr schon
Der Laufbahn steht, erreicht das Ziel schon habt!
Vor allen dir, du schönste, edelste
Der Seelen, die in Staub sich je gehüllt!
Auf deiner Laufbahn Mitte reichte dir
Der Tod die Siegespalme schon! — Versieg
O Thräne! Schweig o Klage! Wiedersehn,
Heil mir! denn wiedersehn in hellerm Glanz
Werd ich den Engel! Aufgesprosset dann
In voller Blüthe die erhabenen
Gedanken alle sehen, die schon hier
Gekeimt in ihrer jugendlichen Brust.
Noch einmal in der süßten Harmonie
Sie tönen hören, ganz sie dann verstehn!
Unsterblich strahlt dann ihre Schönheit! trotzt
Der Zeit dann und dem Tode, die sie hier
So bald zerstört, so grausam! Dann, o dann,
O Liebe, wird man sehn, für wen so lang
Ich deine Fesseln trug, und gern sie trug!
Dann werden alle Himmlischen auf mich
Mit Fingern zeigen. Sehet! werden sie
Dann sagen, dieser ists, der stets geweint,
Und glücklicher bey seinen Thränen, als
Bey froher Lache jeder andre war!
Und sie, von der mein Lied noch weinend singt,
Wird ihrer selbst sich wundern, wenn auch hier
Geehrt sie sich vor allen andern sieht!
Wenn dieß geschehen wird? — das weiß ich nicht.
Sie weiß es: denn ein solch Geheimniß wird

Nur

Nur näher an der Gottheit Thron erkannt,
Doch werden einst auch wir ihm näher seyn.
Dann hören wir der Wage Klang. Sie wägt!
Wie werden, ach! auf ihrer Schaale da
Selbst unsre schönsten Tugenden so leicht
Als Spinnenwebe wiegen! Sehen wird
Man dann, wie so vergebens unsre Sorg'
Und unsre Mühe war, und unser Schweiß,
Und welch ein eitler Wahn uns stets getäuscht!
Verstellung, deine Larve fällt dann ab!
Verborgen wird dann nichts mehr seyn dem Blick
Der ganzen Welt; enthüllt, so wie es ist,
Licht oder hell, wird eines Jeglichen
Gewissen seyn alsdann dem Blick der Welt. Dann schallt
Des Richters Spruch, der niemals irrt, und schnell
Wie in den Wald gejagtes Wild, eilt dann
Der ihm bestimmten Wohnung jeder zu.
Dann wird man sehn, ihr Grossen, wenn ihr laut
Entgegen dem Verderben heulet, was
Euch euer Gold und Pomp und Herrlichkeit,
Womit so stolz ihr euch itzt blähet, frommt!
Und sehen den Triumph der Weisen, der
Ob immer gleich das Glück ihm zürnte, doch
Aus seines Gottes Händen jegliches
Geschick mit Danke nahm; kein höhres Glück
Nicht kannte, als der Tugend heitre Ruh,
Die nie sein edles Herz verließ. Dann wird
Der Ruhm, (den, ob ihn gleich Verdienst entflammt,
So oft die Zeit doch neidisch hier verlöscht,)

Dann wirst du, höhre Schönheit, die der Hauch
Des Tods zu welken zwang, viel herrlicher,
Viel heller glänzen, ewig dann befreit
Von jedem Angrif der Vergessenheit
Und der Zerstörung. Ewig dauert, ja!
Ihr Ruhm alsdann und ihrer Schönheit Glanz.
Vor allen aber wirst du schimmern, die
In meinem Lied so oft die Welt mit Thränen nennt,
So oft herab vom Himmel wünscht, der sich
An ihrem neugeschafnen Glanz ergötzt.

Am Ufer eines Flusses, den Gebenna
Erzeugt, entzündetest, o Liebe, du
Für sie die Flamm in meinem Busen, die
Nicht Zeit, nicht Tod zu löschen je vermag.
Beglückter Stein, der ihre Asche deckt! —
O wars, die Göttliche zu sehn, schon hier
Auf Erden Seligkeit, was wird dereinst,
Wenn unzerstörbar eine schönre Hülle
Den hohen Geist umgiebt, was wird im Himmel erst
O meiner Laura Wiedersehen seyn!

Cesare Bigolotti.

Aus Reggio in der Lombardey; lebte zu Anfang des itzigen Jahrhunderts und war ein Mitglied der Arkadia; sein Gesellschaftsname ist Clidemo Trivio.

Der Thränen müde, müde mehr zu klagen
Ueber die täuschende Hofnung und über mein fürchterlich Loos,
Erwart ich, ohn ihn zu wünschen, und ohn ihn zu scheuen,
Den unerbittlichen Tod.

Zwar fühl ichs, daß mit neuem Grimm und Stärke
Mich mein Schicksal verfolgt: doch ruhig seh ich es an,
Verachte muthig die grausamen Fesseln und trotze
Seiner vergeblichen Wuth.

Gleich einem zarten Bäumchen, das den Stürmen
Zu widerstehen zu schwach, sich gegen sie schützet, indem
Nachgebend Laub es und Aeste stets beuget, so schütz ich
Wider das Schicksal auch mich.

Ich gebe nach, ich beuge mich, doch bleibet
Unveränderlich stets und unbezwungen mein Geist.
Nachgebend auch widersteh ich, und trotze, Geschicke,
Deiner vergeblichen Wuth.

Gabrielle Fiamma.

Gebohren zu Venedig, erhielt ein Jahr vor seinem Tode von Pabst Gregor XIII. das Bisthum Chioppia, und war einer der berühmtesten Prediger und besten geistlichen Dichter seiner Zeit. Er starb 1585. Er hat sehr vieles in lateinischer und italienischer Spache geschrieben, unter andern einen Band geistlicher Gedichte, die eben so sehr von seiner Gelehrsamkeit, als von seinem seltenen Talente zeugen, die tiefsten Geheimnisse der Theologie auf die angenehmste und hinreissendste Art in die schönsten Verse einzukleiden.

Begieriger eilt zu den Blumen,
So bald der junge Lenz sie weckt,
Die Biene nicht, damit sie ihren
Verborgnen süssen Nektar schmeckt.
Und heisser dürstet nach der Quelle,
Die Ruh und Labsal ihr verspricht,
Wenn sie der Todesfahr entronnen,
Die abgejagte Hindinn nicht,
Als ich nach dir, du Balsamthräne,
Die dann von meinem Auge fleußt,
Wenn Glut der Andacht, heisse Liebe
Zu Gott, entzündet meinen Geist.
Wie selig, ruft von Wonne trunken,
Alsdann mein Herz, muß der nicht seyn,
Der nicht mehr weint, wenn größre Freuden
Als meine Thränen, ihn erfreun!

Gio-

Giovanni Battista Filippo Ghirardelli.

Er stammte aus Castelfidardo in der Marca d'Ancona und war ein eben so angesehener Philosoph, Rechtsgelehrter und Theolog als Dichter, Auditor des Kardinals Albernozzi, Ambassadeurs des Königs von Spanien an den Pabst Innocenz X und Mitglied der Akademien der Umoristi und Fantastici. Seine poetische Schreibart näherte sich zwar der Manier seines Zeitalters, doch ohne die Fehler derselben zu haben. Ein Trauerspiel Constantius, das er verfertigte, und das zu Rom mit allgemeinem Beyfall aufgenommen wurde, verwickelte ihn in einen sehr heftigen Streit mit Monsignor Agostino Favoriti, der von ihm mit solcher Anstrengung seiner Kräfte und mit einer solchen Hitze geführt wurde, daß es ihm das Leben kostete. Er starb im dreyßigsten Jahre seines Alters 1635.

Der stürmevolle Himmel lacht
Bald wieder heiter, und zu uns
Kehrt schöner, als er uns entfloh,
Zurück der blüthenreiche Lenz.

Des Friedens Bogen flieht, doch bald
Erscheint er wieder: schnell entweicht
Der Morgenröthe Purpurglanz
Und schnell entflammt er wieder sich.

Am

Am Himmel glänzt, von dem herab
Er sank, schon wieder Hesperus:
Des Tags verloschne Fackel hebt
Bald neu entzünd't sich aus dem Meer.

Der Mond und jegliches Gestirn
Kömmt wieder, wie es uns verließ:
Mit neuem grünen Laube prangt
Bald jeder dürre Baum und Strauch.

Die fürchterliche Schlange selbst
Vergnügt und schmücket sich aufs neu:
Die Raupe, ein geringer Wurm,
Stirbt und ersteht in neuer Pracht.

Ein Wald von goldnen Aehren steigt
aus dem verwesten Saamenkorn:
Und nur der Mensch kehrt, wenn er stirbt
Zurück ins Leben nie? Nur er?

Young in seiner 6ten Nacht bedient sich eben dieses Beweises für die Unsterblichkeit der Seelen: „Die Natur, deine Tochter, die stets wechselnde Geburt von Dir, dem grossen Unwandelbaren, redet zum Menschen Weisheit! Lorenzo eile zu dem himmlischen Delphos, und komm zurück ganz unsterblich, ganz göttlich. Durchschaue die Natur, überall siehst du lauter Umlauf, keine Veränderung, keinen Tod. Der Tag folgt der Nacht, und die Nacht dem sterbenden Tage; Sterne gehen auf, gehen unter und wiederum auf; die Erde ahmt dem Beyspiele nach. Sieh, der bunte Sommer mit seinem

Kran-

Kranze und seinen ambrosialischen Blumen, ermattet zum blassen Herbste; der graue Winter, starr von Frost und ungestüm von Stürmen bläst den Herbst und seine güldenen Früchte hinweg, und zerschmilzt zum Frühlinge; des Frühlings sanfthauchender Zephir ruft aus Südens heissen Kammern, den Ersten zurück. Alles verwelkt, um wieder aufzublühen. Alles sinkt, wie in einem Tode, um wieder empor zu kommen. Lauter Sinnbilder von Menschen, welcher vorbeyfleugt, aber nicht untergeht.„

Ursprung
der
Bianchi und Neri.

Aus dem 2ten Buche der Geschichte von Florenz des Nicolo Macchiavelli.

In Florenz befanden sich zwey Familien, die Cerchi und die Donati, die sowohl wegen ihres Adels, als ihrer Reichthümer und der Anzahl ihrer Glieder sehr mächtig waren, und in dem größten Ansehen standen. Beide waren sowohl in Florenz als auf dem Lande einander benachbart, und diese nahe Nachbarschaft hatte wohl schon längstens einigen Groll unter ihnen verursacht, doch war der nie so hoch gestiegen, daß es darüber zu den Waffen gekommen wäre, und er hätte vielleicht nie wichtige Folgen gehabt, wenn er nicht von neuen Ursachen wäre vergrössert worden. Eine der vornehmsten

Fa-

Familien zu Pistoja waren die Cancellieri. Lore di Messer Guglielmo, und Geri di Messer Bertaccio, beide aus dieser Familie, spielten eines Tags miteinander, und wurden über dem Spiel uneins; es kam von Worten zu Thätlichkeiten, und Geri wurde vom Lore leicht verwundet. Messer Guglielmo, der Vater des Lore, bezeigte über diesen Vorfall sein äusserstes Mißfallen, und dachte durch sein nachgebendes Betragen allen fernern schlimmen Folgen vorzubeugen; allein er machte die Sache nur übel ärger. Er hatte seinem Sohne befohlen, in das Haus des Verwundeten zu gehen, und den Vater desselben um Verzeihung zu bitten. Lore gehorchte: aber die strenge Gemüthsart des Messer Bertaccio wurde so wenig durch diese Demüthigung erweicht, daß er vielmehr den Lore sogleich ergreifen, und von seinen Bedienten zum grössern Schimpfe ihm die Hand auf einer Krippe abhauen ließ, indem er sagte: Kehre zu deinem Vater zurück, und sage ihm von meinetwegen, daß Wunden nur durch Eisen und nicht durch Worte können geheilet werden. Die Grausamkeit dieser Handlung brachte den Messer Guglielmo so sehr auf, daß er den Seinigen gebot, die Waffen zu ergreifen, und sich zu rächen. Messer Bertaccio bewafnete sich gleichfals, um sich zu vertheidigen, und bald waren nicht nur diese Familien, sondern die ganze Stadt Florenz getheilt, und weil die Cancellieri von einem Messer Cancelliere abstammten, der zwo Frauen gehabt hatte, von denen die eine Bianca hieß, so nennte sich die eine Parthey, die von dieser Bianca herkam, die Bianchi, und die von der andern Parthey wurden,

um einen entgegengesetzten Namen zu führen, die Neri genannt. Es kam zwischen beiden Partheyen öfters zu Streitigkeiten, die nicht nur den Tod vieler Menschen, sondern den Umsturz ganzer Häuser verursachten. Da sie sich nun auf keine Weise vereinigen konnten, so kamen sie endlich, von so vielen Uebeln ermüdet, und begierig entweder ihren Zwiespalt beyzulegen, oder ihn, indem sie ihn auch unter andere verbreiteten, noch mehr zu entflammen, nach Florenz. Die Neri, die mit den Donati in Verbindung standen, wurden von Messer Corso, dem Haupte dieser Familie, begünstigt. Die Bianchi, um eine mächtige Stütze zu haben, die sie gegen die Donati unterstützte, nahmen ihre Zuflucht zu Messer Veri de' Cerchi, einem Manne, der in keinem Betrachte dem Messer Corso nachstand. Dieser neue Zufluß von Pistoja vermehrte nun den Haß der Cerchi und Donati auf das äusserste, und es war damit schon so weit gekommen, daß alle rechtschaffne Bürger alle Augenblicke in Sorgen standen, sie möchten sich einander mit gewafneter Hand anfallen, und die ganze Stadt möchte dadurch getheilt werden. Sie nahmen daher ihre Zuflucht zu dem Pabste, und ersuchten ihn, er möchte durch sein Ansehn diesem Uebel steuern, dem sie sonst auf keine Weise zu steuern im Stande wären. Der Papst schickte nach Messer Veri, und legte ihm auf, mit den Donati Friede zu machen. Messer Veri bezeigte hierüber seine grosse Verwunderung, indem er sagte, daß er keine Feindschaft mit ihnen hätte, und da der Friede Krieg voraussetzte, und doch kein Krieg unter ihnen wäre, so wüßte er nicht, wozu der Friede nö-

nöthig wäre. Messer Veri kam also von Rom zurücke, ohne daß es sonst zu einem Schluß in der Sache kam. Indessen hatte sich die Glut der Uneinigkeit schon so sehr entzündet, daß man alle Augenblicke erwarten mußte, sie durch das geringste in volle Flammen ausbrechen zu sehn, und dieß geschah auch nur allzubald. Es war nun der May, zu welcher Zeit man in Florenz an den Feyertagen überall öffentliche Lustbarkeiten anzustellen pflegt. Einige junge Leute aus der Familie der Donati hatten bey der heiligen Dreyeinigkeitskirche mit einigen ihrer Freunde zu Pferde angehalten, um das daselbst versammelte Frauenzimmer tanzen zu sehen. Einige aus der Familie der Cerchi, gleichfalls von vielen Adelichen begleitet, kamen an eben diesen Ort, und begierig ebenfalls den Tanz mit anzusehen, sprengten sie, ohne die Donati, die vor ihnen standen, zu kennen, unter sie hinein, und stiessen sie auf die Seite. Die Donati, die sich hiedurch äusserst beleidigt glaubten, griffen sogleich zu den Waffen, die Cerchi hielten ihnen tapfer Widerpart, und so giengen sie endlich nach vielen Wunden, die eine Parthey so gut als die andere erhielt und austheilte, auseinander. Diese Unordnung war der Anfang von einer Menge von Uebeln, denn von nun an theilte sich die ganze Stadt, das gemeine Volk sowohl als die Grossen, in zwey Partheyen, und nennten sich die Bianchi und Neri.

Graf

Graf Don Fulvio Testi.

Fulvio Testi war von geringen Eltern in Ferrara 1593 gebohren, war anfänglich Schreiber bey einem Sekretar des Herzogs von Este, schwang sich aber durch seine Talente immer höher empor, wurde Sekretar und Rath des Herzogs von Modena, der ihn in den wichtigsten Angelegenheiten an den Höfen verschiedener Fürsten brauchte, und erhielt endlich von dem Könige in Spanien den Titel eines Grafen und das Ritterkreutz von St. Jakob. Er starb, sagt eine Note beym Crescimbini, in Ehren, so wie er gelebt, zu Modena 1646, obgleich ihn seine Feinde der Untreue gegen seinen Fürsten verdächtig zu machen suchten. Allein nach dem Zeugniß anderer Schriftsteller ist seinen Feinden ihre Tücke nur allzugut gelungen. Erythräus versichert, daß ihn der Herzog ins Gefängniß legen lassen. Der Ausgang der Sache wäre unbekannt geblieben, so viel aber sagte man für gewiß, daß er sein Leben in den Banden geendigt, ob er gleich nicht öffentlich für einen Verräther wäre erklärt worden. Und Muratori erzählt, daß ihn der Herzog im Gefängnisse heimlich habe enthaupten lassen. Sein Unglück soll er sich durch eine allegorische Ode (von der wir vielleicht künftig noch Gelegenheit finden werden zu reden) zugezogen haben. Einer seiner Feinde deutete sie auf sich, wozu er denn auch wohl Ursache haben mochte, und gab daher, um sich zu rächen, den Dichter als einen Verräther bey seinem Herzoge an. Ueber den Werth sei-

seiner Gedichte sind die Italiener nicht ganz einig. Zu der Zeit, als sie erschienen, machten sie ein ganz ausserordentliches Aufsehen. Erythräus, der sich nicht satt an ihnen loben kann, ob er gleich sonst gar kein Freund der Neuerungen ist, versichert, daß sie von jedermann gesucht, geliebt, gelesen, und auswendig gelernt würden, und daß man sichs für die größte Ehre schätzte, ihn nachzuahmen, und ihn auch nur einigermassen zu erreichen. Crescimbini giebt ihm das Lob, daß niemand mit so vielem Glücke den Horaz in der italienischen Sprache nachgeahmt habe, daß sein Name der Unsterblichkeit würdig sey, und daß er, wenn er nur mehr Sorge für die Reinigkeit der Sprache getragen hätte, mit Recht den Namen eines toskanischen Horazes verdienen würde. Muratori setzt ihn dem Chiabrera an die Seite, und sagt von ihm, daß er sich durch seine Nachahmung des Horaz und anderer lateinischen Dichter nicht geringern Ruhm, als jener, erworben hätte. Kaum, fährt er fort, oder niemals findet man bey dem ersten dieser beiden vortreflichen Dichter (dem Chiabrera), und nur selten bey dem andern, etwas von dieser falschen Waare, die in den damaligen Zeiten so sehr geschätzt wurde. Der berühmte Tassoni, der sein Freund war, erwähnt seiner mit Lobe in seinem Eimerraube, und sein Commentator Pellegrino Roßi macht bey dieser Gelegenheit die Anmerkung, daß die Poesien des Testi größtentheils nicht mit dem Peche beschmutzt wären, das so viele andere in diesem unglücklichen Jahrhunderte schwärzte. Am richtigsten, obgleich vielleicht ein wenig allzustrenge, urtheilt von ihm Maffei. Testi, sagte er, versuchte,

und

und zuweilen nicht ganz unglücklich, die prächtige Schreibart: aber er war sehr wenig von der bessern Begeistrung begünstigt, und seine Fehler verdunkeln allzusehr seine Vorzüge. So viel ist wohl gewiß, daß seine Oden oft eine allzuängstliche Nachahmung der Alten verrathen, allzu geziert, oft spielend und schwülstig, und größtentheils leer von aller wahren Empfindung und zu sehr nach einerley Plan gearbeitet sind. Im Anfang ein Gleichniß oder ein Beyspiel aus der Mythologie oder Geschichte, und dann die Anwendung, dieß ist der Plan von den meisten seiner Oden. Indeß hat er doch viele Schönheiten der Alten glücklich in seine Sprache übergetragen, und den Mangel der Empfindung, der bey seinen Oden, da sie größtentheils moralischen oder heroischen Inhalts sind, so sichtbar nicht ist, ersetzt er durch den Reichthum seiner Einbildungskraft, der prächtigen und öfters ganz neuen Bilder.

An den
Ritter Enea Vaini.

Ein stolzes Schif zu zimmern gesinnet, raub'
Ein kluger Meister Zedern dem Libanon;
Gewebt aus Silber laß er seine
Glänzenden Seegel den Eurus schwellen.

Aus Seide flecht er all die Taue; laß
Des Ankers Zahn sich krümmen aus Golde: wird
Drum minder treulos er die Pfade
Finden des stürmischen Wogenreiches?

Wird seines kostbaren Kieles des Sturmes Wuth
Mehr schonen? Wird dem zürnenden Eurus wohl
Das Silberseegel kühner trotzen,
Wenn allgewaltig einher er brauset? —

Was rühmst durch viele lange Jahrhunderte
Der Ahnen edlen Blutes dich und Thaten du,
Und zeigst in Marmor und auf Leinwand
Athmend uns Reihen der grossen Bilder?

Ob dich auf Thronen, eiteler Sterblicher!
Das Schicksal setzte, ob es dem Pöbel dich
Gesellete: mit gleicher Eile
Stürzt's dich ins dunkele Thal des Todes!

Dort wo geschmolznen Schwefel des Styxes Flut
Auf die versengten, schwarzen Gefilde strömt,
Dort, wo in ewgen Rauch und Pestdampf
Eingehüllt stehet die Burg der Hölle.

Dort harret deiner, wer du auch seiest, schon
Mit seinem morschen Kahne der Schiffer, der
Das Volk der Schatten an das andre
Ufer dem Richter entgegen führet.

Im Stahlgeschmeide glänzet der Krieger dort
Nicht ferner; Scepter legen und Thronen dort
Demüthig die Tyrannen nieder;
Nieder sein theures Gold der Geizhals.

Wer

LB Coburg

Wer du auch seiest, der du auf fremd Verdienst
Mehr als auf eignes itzo so stolz dich blähst,
Wähnst du, dieß werd einst dir geneigter
Machen, als andern, den ernsten Schiffer?

Entblößt von allem, was dich itzt schwellet nur,
Nimmt er in seine Barke dich einstens auf:
Ein nackter Schatten, arm und trauernd,
Mußt du den furchtbaren Pfuhl beschiffen.

O strotze prahlend immer nicht, stolzer Pfau,
Mit deinem goldbeäugeten Rad einher!
Senk einst auch deine hohen Blicke
Nieder auf deine beschuppten Füsse!

Aus edlem Quell entsprossen, rauscht hochgeschwellt
In seinem breiten Beete der Tago hin
Durch die Gefilde, die mit goldnem
Sand' er besäet: allein bald, siehe!

Ist er zum kleinen Bache versiegt, und schleicht
Mit wenig Tropfen leckend den Boden kaum
Sich in des Meeres Schoos; der goldnen
Schätz' und entleeret der stolzen Wogen.

Es pocht mit gleicher Hand an des Fürsten Burg
Und an des Landmanns Hütte der fahle Tod;
Blind ist die Hand, die unsre Namen
Mischt in der Urn' und heraus sie ziehet.

Allein die Tugend kann uns, der Zeit zum Trotz,
Dem Grab entreißen; ewigen sie allein
Nur unsern Namen, und ihn schimmern
Lassen den dankbaren Afterwelten.

Nur durch die Thaten, die sie dich lehrte, lebt
Dein grosser Name ewig, o Herkules,
Ob schon von Zevs du stammst, ihn bürge
Ohne sie ewig die Nacht des Schweigens.

Dir unterm Fusse sahst du als Jüngling einst'
Sich in zwey Pfade theilen den Weg. Es schlang
Durch grüne Thäler der zur Linken,
Leicht zu betreten, sich hin und lockend.

In Blumenufern rauschten mit lieblichen
Gemurmel langsam silberne Bäche da
Durch schattenreiche Haine, deren
Wipfel von süsser Musik erschallten.

Und rauh und steil stieg jener zur Rechten hoch
Auf über Felsen durch dichterwachsenes
Gesträuch, und jeden deiner Tritte
Machten stets Wurzeln und Steine weilen.

Doch kührtest edel jenen zur Rechten du
Und fandst den steilen mühsamen Felsenpfad
Stets mehr sich ebnen unter deinen
Füssen, je weiter auf ihm du fortschrittst.

Und

Und frische Quellen, schmeichelnde fandst
Und grüne Aun du, als du nun endlich ganz
Erklimmt ihn hattest, den erhabnen
Heiligen Gipfel, wohin du blicktest.

Da schloß mit ihrem goldnen Schlüssel dir
Die Tugend auf den Tempel der Ewigkeit;
Aus ihm erhubst auf ihren Schwingen
Du zu den Göttern dich des Olympos. —

Wirst deiner Ahnen Glanz, o Aeneas, du
Der eignen Tugend Schimmer vereinigen:
Dann erst wird sich dein Ruhm erheben,
Werd ich von fernen dir Beifall jauchzen.

An seinen Sohn
Giulio Testi.

Den künftigen Bezwinger von Troja
Lehrt, als ein Knab in seiner Höhl er noch weilte,
Mit zarter Hand den väterlichen Bogen
Zu spannen der weise Centaur.

Zum Folger dich des kriegrischen Gottes
Zu bilden fühl ich mich zu schwach; wohl aber
Kann ich dich lehren, mit nicht minderem Ruhme
Den friedlichen Bogen der goldenen Leier zu spannen.

Gebohren wardst du den Musen! Es schallten
Des Pindus Wechselgesäng' und des Permessus
In dein erstes Gewimmer, und neue Lorbeern entsproßten
Dem hyppokreneischen Ufer am Tage deiner Geburt.

Doch wähne drum nicht, es erreiche den steilen Gipfel,
Wo auf dem goldenen Thron sitzt der unsterbliche Ruhm,
Ein schläfriger Geist; es drücke je Spuren
Auf den erhabnen Pfad ein träger Fuß.

Es giesse der heiligen Glut auch noch so viel
Ein günstig Gestirn in ein edles Herz:
Sie verdampfet, nährest du sie
Nicht sorgsam, lichtlos im Rauch.

Rauben dem Auge den Schlummer mußt du; dem Tage des Winters
Verbinden die Nacht; fern von der väterlichen Wohnung
Erblassen über der Vorwelt geheiligten Blättern,
Bevor du's wagst, mit bleibenden Spuren die deinen zu zeichnen.

Die Oracte von Smirna wird dich und die von Manto
Führen den ewigen Pfad; und hauchet Klio
Sanftere Wuth dir ein, so fliege
Deiner Leier Flug vor der dircäische Schwan.

Gedenke nicht — dieß lehre mein Beyspiel dich! —
Schätze zu häufen durch der Laute Klang!
Felsen mag dein Gesang und Bäume bewegen,
Ihm unbewegbar bleibt der Geitz.

Böt auf dem wüthenden Gerichtsplatz ich
Feil meinen Zorn und meine Worte feil,
O dann rauschete wohl ein goldener Regen, bevor
Umher die Sonne sich wälzte, zu deinen Füssen herab.

Arm ist der Pindus itzt! die Grossen verschmähns,
Unsern Liedern zu neigen ihr Ohr,
Und doch hebt nur, von der pierischen Quelle
Getränkt, ihre Palme zum Olymp sich empor.

Vergeude du nicht die helikonischen Schätze
Deines Gesangs! Sey karger als sie des Goldes, des Lobs!
Stets eingedenk, wie wenige der Helden
Unser Aeon erzeugt.

Unter des Grabes Asche findest
Und unter verwesten Gebeinen deiner Laute
Du würdigeren Stof; unter Urnen entwich,
Verbannt von der Erde, die Tugend.

O möcht er erscheinen der glückliche Tag
An dem vor dem deinen meiner Laute Klang,
Ausonien verschmähte; an dem dein Ruhm
In Schatten hüllte meines Ruhmes Glanz!

Lodovico Dolce.

Lodovico Dolce hat sich durch eine Menge sowohl eigener Arbeiten in Prosa und Versen, als Uebersetzungen aus den Alten sehr vielen Ruhm erworben; beson-

sonders auch durch seine dramatischen Schriften, unter denen seine Jokasta, die er dem Euripides nachgeahmt, vorzüglich geschätzt worden. Er war zu Venedig 1508 gebohren. Seine Glücksumstände waren seinen Verdiensten so wenig angemessen, daß er sein ganzes Leben in der äussersten Armuth zubrachte, in der er auch 1568 starb.

Gelockt vom jungen Lenze schlich
Zur Quell' ins Thal jüngst Chloe, freute sich
Der schönen Blümchen, die sie an dem Rand
Der Quelle fand.

Und suchte sich zu einem Straus
Mit eckler Wahl die schönsten emsig aus,
Und denkt nicht dran, wie noch der Schalk voll List
Kupid ihr ist.

Gleich einer kleinen Schlange, tief
Im Gras versteckt lag da der Schalk, und schlief.
Sieh da! rief Chloe, Amor! finden wir
Mein Freund, uns hier?

Du sollst mir büssen! Sprachs und wand
Aus ihren goldnen Haaren schnell ein Band,
Und schlingt es um den kleinen Gott, und lacht,
Daß er erwacht.

Der Kleine strebt, sich zu befrein,
Und schüttelt seine goldnen Flügelein:
Als aber Chloen er ins Auge blickt,
Ruft er entzückt:

O feßle

O feßle mich nur immer mehr!
Gern, Chloe, bleib ich dein Gefangener,
Stets soll mein Sitz, den räumst du mir doch ein?
Dieß Auge seyn.

Alessandro Borghi.

Unter den Arkadiern Dalete Carnasio. Lebte zu Anfang des itzigen Jahrhunderts. Seine Gedichte befinden sich in den Sammlungen des Gobbi und von Faenza.

Einst ward — beglückter Tag, an dem der Wahrheit Licht
Mir leuchtete in meinen Finsternissen! —
Einst ward an jenen Ort im Geist ich hingerissen,
Wo noch kein Mensch verweilt mit fröhlichem Gesicht.

Da sah ich einen Thurm auf einem schrofen Felsen,
Durch Dornen führt ein Pfad zu seiner steilen Höh,
Und rings umher sah einen schwarzen See
Ich fürchterlich die trüben Wogen wälzen.

Wehklagen hört ich drinn und Heulen, und ein Klirren
Von Fesseln, wie sie um den Rudersklaven schwirren,
Und an der Schwelle stand geschrieben feuerroth:

In diesem Kerker sind die quaalerfüllten Seelen,
Bewahrt von Amorn, die sich ihn zum Abgott wählen,
Den Schlüssel hat dazu der Tod.

Giuseppe Maria Quirini.

Ein Zeitgenosse des vorigen; sein arkadischer Name ist Clovisto Meradio.

Lustwandeln war ich einst mit Lalagen gegangen,
Und beide freuten uns der schönen Rosen, die
Wir vor uns blühen sahn. Des Gartens Rosen sie,
Der schönern Rosen ich auf ihren holden Wangen.

Die schönen Blumen! rief ich aus, wie reizend sie,
Des Amors Lieblinge, in diesem Purpur prangen,
Mit dem er selbst sie schmückt! Doch ach, wie bald vergangen
Ist aller dieser Pracht! verwelken, sterben sie!

O Liebchen, daß sie doch von dir ein Bild nicht wären!
Doch ach! vergehen muß auch dieser Reitz, der dich
Vor allen andern schmückt; der Rose gleich verblühn! —

Und dennoch, sprach sie, kannst du um ein Gut, das sich
In einem Augenblick verliert, so sehr dich mühn?
Mit so viel Seufzern es erkaufen? So viel Zähren?

Giov. Tommaso Baciocchi.

Lebte um eben diese Zeit, und war gleichfals ein Mitglied der Arkadia, bey der er Perideo Trapezunzio hieß; ist mit einem andern Francesco Maria Baciocchi nicht zu verwechseln.

Die

Die Tugend war mir jüngst erschienen. O so schön,
So heiter, sanft und mild! — Ich glaubte das Vergnügen,
(Solch eine Anmuth strahlt' aus allen ihren Zügen)
Von allen Grazien umringet, selbst zu sehn.

Die Tugend! rief ich aus, so freundlich, hold und schön,
So liebenswürdig, ganz so ähnlich dem Vergnügen!
Und jedes Herz läßt sich nicht gern von dir besiegen?
Träumt andre Lust? und kann dir widerstehn?

Die Göttin lächelte, und ohn ein Wort zu sagen
Zog einen weissen Schleir sie über ihr Gesicht,
Der meinem Blick auf einmal sie verbarg. Beklagen

Wollt ich darüber mich. Verwundere dich nicht,
Sprach sie, aufs neu entschleirt. Es ist des Schöpfers Wille,
Daß Wenigen ich nur mein Angesicht enthülle.

Carlo Maggi.

Ein Meiländer, Mitglied der Akademie della Crusca, unter den Arkadiern Nicio Meneladio, und Sekretar des Senats von Meiland. Er starb in seinem Vaterlande 1699. Seine sämtlichen poetischen Schriften, die in geistlichen, heroischen, verliebten, scherzhaften und dramatischen Gedichten bestehen, hat Ludovico

Anto-

Antonio Muratori nebst seinem Leben in 4 Bänden zu Meiland 1700 herausgegeben.

Ich bin, ich wills gestehn, ein sonderbarer Wicht.
Jung ist noch stets mein Sinn und meine Haare Greise,
Den Kopf voll Possen und die Stirne mächtig weise,
Verliebt im Alter noch und bey Proceß und Gicht.

Tagtäglich schmier ich noch mit hochgelahrtem Fleisse
Die Menge für Katheder und Gericht,
Und bin aufs Brettspiel doch wie all der Gei'r erpicht,
Und singe Liederchen noch zu der Schönen Preise. —

Fürwahr, mein Freund, ich muß der Thoren lachen,
Die stets den Heraklit aus lauter Milzsucht machen.
Ist alles Eitelkeit, so sey es doch nicht Pein.

Kann ich auch mich der Mücken nicht erwehren,
So will ich doch kein solcher Thor nicht seyn,
Und wünschen, daß es lauter Wespen wären.

Die Wahrheit ist des Weisen Ruhm und Glück,
Der Schwache nur will sich durch Falschheit schwingen.
Aufrichtig ist der Klug' in allen Dingen;
Durch Lauterkeit gefällt die Quelle nur dem Blick.

Ein Narr kann Irrthum — nur ein Bube Lügen wählen,
Viel schwärzer ist des letzten Fehlers Häßlichkeit.
Ein leichter Nebel nur ist Irrthum unsern Seelen,
Dem Herzen tiefe Nacht die Doppelzüngigkeit.

Der

Der Bösen Tücke, die sich stets verstellt und lüget,
Ist Mißlaut alles, nie ist sie vergnüget;
Der festen Wahrheit nur ist alles Harmonie.

Sich an Betrug, der nie bestehen kann, ergötzen,
Ist einer kleinen Seele Zeichen, die
Durch List will die Vernunft, an ders ihr fehlt, ersetzen.

So sagt der englische Dichter Southerne in seinem Trauerspiele Oroonoko:

Fools only are the knaves and live by triks:
Wise men may thrive without them, and be honest.

Nur die Narren sind Schurken und leben durch Betrug,
Ein weiser Mann kann ohne denselben fortkommen, und ehrlich bleiben.

* *

Angelo Poggesi.

Doktor der Rechte aus Pisa, unter den Arkadiern Orsatto Cidario. Hat unter andern auch ein Gedicht in Terzarima: I quattro Novissimi (die vier letzten Dinge) und ein anderes in Ottavarima: la caccia Pisana (die Jagd von Pisa) geschrieben.

Umzäunt von dichten Dornenhecken spähte
Ein Röschen einst mein Blick, das seinen Purpurschoos
Am ersten Strahl der Maienmorgenröthe
So eben sittsamlich entschloß.

Von Morgenthau benetzt, der seinen Glanz erhöhte
Stand es in seiner Unschuld da, und goß
Entzücken in mein Herz. Gieb mir das Röschen, flehte
Ich brünstig zu dem Grein, der sorgsam es verschloß.

Solch eine schöne Blum' ohn' alle Mühe
Erhalten wolltest du? — Durch diese Dornen, siehe!
Drängt man sich nur zu ihr! — Ertrügst du diese Pein? —
Um sie, um sie was litt ich nicht! — Zu theuer
Ist sie um keinen Preis! — Ich renn' um sie durchs Feuer,
Kann ihres süssen Dufts ich einmal nur mich freun!

* *

Antonio Pucci.

Ein burlesker und satirischer Dichter aus Florenz, der die Sitten seiner Zeit mit vieler Freyheit tadelte; blühte um das Jahr 1360 und starb schon ziemlich bey Jahren im Jahr 1373.

Gestern zu Nacht, ja gestern zu Nacht,
Da weiß ich nicht wie mir geschehen.
Ward ganz illuminiret zu Bette gebracht,
Schien alles sich mit mir zu drehen.

Mein Bette selbst schiens, wollt auf und davon,
Ich drückt' es fest an mich und lallte:
Wo willst du hin, Brüderle? Darfst nicht davon!
Bleib stehn doch zum Henker! halt, halte!

In-

Indem ich so sprach, indem ich so dacht,
Schlief ich ein, schlief wie 'ne Ratte
Die ganze Nacht durch: ha! was ich die Nacht
Für herrliche Träume dir hatte!

Im goldenen Hirschen — du kennst wohl den Ort,
'Sgiebt nirgends so guten Burgunder —
Beym Schmause, so träumt es mir, saß ich nun dort,
Und zechte, wie gestern itzunder.

Frisch hatt' ich mir eben geschenket voll ein,
Mit 'm Morgen kamst da, feiner Kunde,
Du zu mir, das mag dir der Himmel verzeihn,
Und nahmst mir das Glas weg vorm Munde.

Agnolo Firenzuola.

Sein wahrer Name ist: Agnao Nannini. Er nannte sich Firenzola nach dem Namen eines Orts, der an dem Fuß des Appennins liegt, weil seine Familie aus diesem Orte herstammte. Er selbst war zu Florenz gebohren, blühte unter Leo dem Zehnten, war Abt zu Vallombrosa, ward Bischof, und starb unter Paul dem dritten. Er hat sehr vieles, sowohl in Prosa, als in Versen, selbst verfertigt, und übersetzt; und in der Poesie den Pfad des Petrarka, und des Berni, und seinen eigenen betreten. Wie sehr er bey den Italienern beliebt war, zeugen unter andern auch die vielen Ausgaben seiner Schriften. Seine poetischen und prosaischen Werke

zusammen (die Komödien und die Uebersetzung des Apulejus ausgenommen) sind herausgekommen bey Giunti in Florenz 1548, eben daselbst 1562, eben daselbst bey Lorenzo Torrentino 1552. Seine Gedichte besonders von Saglia edirt 1549. Seine Uebersetzung des goldnen Esels bey Giunti 1549, 1561, 1598, 1602, und zu Venedig 1567. I Lucidi, eine Komödie, zu Florenz 1549, 1552, zu Venedig 1560. La Trinunzia, ebenfals eine Komödie 1549, 1593 zu Florenz, und zu Venedig 1561, anderer Ausgaben seiner einzelnen Schriften nicht zu gedenken. Unter seinen Gedichten geben die Italiener seinen scherzhaften und seinen Komödien vor seinen ernsthaften den Vorzug, obgleich dieselben, wie Fontanini richtig anmerkt, mit einer Freyheit geschrieben sind, die sich für seinen geistlichen Stand wenig schickte. Seine prosaischen Schriften sollen auch recht hübsch seyn, sagen die Italiener. Ich für meine Person wollte ihnen nun das zur Noth wohl glauben; aber ich weiß gewiß, daß mir seine deutschen Leser nicht glauben würden, wenn ich ihnen zumuthen wollte, sie gleichfals schön zu finden. In der That sind sie minder weitschweifig, witziger und munterer, als die meisten prosaischen Schriften seiner Zeit: allein sie haben denn doch entweder ein gewisses pedantisches Ansehn, das sie in unsern Zeiten schlecht empfehlen würde; oder sie sind allzufrey, als daß sie ein deutsches Ohr ohne Unwillen anhören könnte. Indessen befindet sich doch eine mit darunter, von der ich meinem Leser gern ein paar Worte sagen möchte, und dieß sind seine Unterredungen der Thiere (discorsi degli animali). Es enthält diese Schrift, ungefehr wie unser Froschmäusler, ein Gewebe

be von Fabeln, von denen er grőstentheils selbst, so viel ich weiß, der Erfinder ist. Sie entsprechen zwar nicht immer weder in Ansehung der Erfindung noch des Vortrags den Regeln der strengsten Kritik, doch möchten wohl manche darunter seyn, wider die eben nicht viel einzuwenden wäre, und die meisten würden durch eine geringere Veränderung das werden können, was sie seyn sollten. Sie scheinen mir auch deswegen Aufmerksamkeit zu verdienen, weil sie mir die Quelle zu seyn scheinen, woraus einige ältere Fabulisten geschöpft. So ist mir wenigstens keine ältere bekannt, aus der unser Burkhard Waldis seine Fabeln von einem Kaufmann und seinem Weibe, und die: Wie einer seinem Freunde Geld zu behalten gab, und eben dieselben la Fontaine nebst noch ein paar andern, die in seinen Contes sich befinden, hätte nehmen können. Auch weiß ich nicht, ob man dafür stehen kann, daß sich nicht einige seiner Erfindungen mit unter die Sammlungen eingeschlichen, die man uns für morgenländische giebt, wie z. E. der vom Hasen betrogene Löwe, die unser Hagedorn dem Bidpai nacherzählt. Doch dieß mögen andere untersuchen, die eine weitläuftigere Gelehrsamkeit und mehr Geduld besitzen, als ich. So wie das ganze Werklein ist, glaub ich immer, daß es verdiente, als eine Fundgrube bekannter zu werden, die reichhaltig genug am Golde ist, das von unsern Dichtern mit vielem Vortheile herausgegraben und verarbeitet werden könnte. Meine Leser können wohl mit Billigkeit nur das erste von mir erwarten, und sie werden es auch vielleicht zufriedner seyn, wenn ich das Gold, was ich gefunden zu haben glaube, so roh, wie

ichs fand, ihnen vorlege, als wenn ich einem andern, der dazu mehr Beruf hat, in der Bearbeitung desselben vorgriffe. Sollt ich mich auch geirrt, und schlechteres Metall für Gold gehalten haben, so wird das doch noch immer von so vielem Werthe seyn, dächt ich, daß es der Mühe verlohnt, es hervorzusuchen, und ein geschickter Künstler würde immer noch was daraus machen können, worüber man den geringen Werth des ersten Stofes vergässe. Hier sind einige Proben.

* * * * *

Die Wachtel und der Sperber.

Der Fuchs und das Stachelschwein.

Ein Vogler hatte eine Wachtel gefangen, und sie in einen von den Bauern gethan, die man oben mit einem Netze zu bedecken pflegt, damit sich die armen Vögel, ehe sie ihrer Gefangenschaft gewohnt werden, sich nicht den Kopf zerstossen. In diesem Käfigt hatte er sie vor das Fenster gestellt, das in den Garten seines Hauses gieng. Dieß hatte ein Sperber bemerkt, und sogleich einen Anschlag auf die Wachtel gefaßt. Er gieng also eines Morgens zu ihr, und redete sie mit sehr freundlichen Worten also an: Wie dauerst du mich, mein liebes Schwesterchen! Deine Großmutter und ich sind stets Herzensfreunde gewesen, und ich habe sie immer wie meine leibliche Mutter geliebt. Ach ich kann mich der Thränen nicht enthalten, wenn ich daran denke. Ich bin in der That deinem ganzen Hause so viele Verbindlichkeit schuldig, daß es mir recht durch die Seele geht, dich in dieser Noth zu sehen. Ich komme deswegen,

gen, dir alles, was in meinem Vermögen stehet, anzubieten, und, wenn du wolltest, so dächt ich, könnt ich wohl das Glück haben, dich zu befreyen. Ich dürfte nur mit meinem Schnabel und meinen Klauen das Netz zerreissen, mit dem dein Käfigt bedeckt ist, und du könntest dann frey hinfliegen, wohin es dir beliebte. Der Wachtel, wie man leicht denken kann, lag nichts so sehr am Herzen, als ihre verlohrne Freyheit, und sie war daher schon im Begriff, als sie solche grosse Versprechungen hörte, ohne weiteres Bedenken den Sperber zu bitten, er möchte dieselben nur je eher je lieber erfüllen. Aber da sie ihm unters Gesicht sah, und diese fürchterlichen Augen, dieses grausame Ansehn, diese seltsamen Füsse, und diese scharfen krummen Klauen erblickte, die viel geschickter zum Raub als zur Hülfe schienen, da besann sie sich bald eines andern. Es kann wohl seyn, hub sie an, daß dich meine Trübsal zum Mitleiden gerührt, aber — mit deiner Erlaubniß — so recht mitleidig siehst du mir eben nicht aus, daß einer ein gutes Herz zu dir fassen könnte, und ich wollte dich daher wohl freundlich gebeten haben, daß du die Proben deiner Empfindsamkeit an andern ablegtest; denn in der That hab ich nicht so recht Lust, sie an mir ablegen zu lassen. Es könnte mir leicht gehen, wie jenem armen Stachelschwein. Das kam mit dem Fuchse aus dem Kriege zurück, und beklagte sich, daß es müde wäre, und daß ihm alle Gebeine im Leibe wehe thäten. Du willsts nicht besser haben, sagte der Fuchs, wer heißt dich so viele Waffen herumzuschleppen, da doch der Krieg itzt zu Ende ist? Warum legst du sie nicht Abends,

wenn du in die Herberge kömmst, ab? So könntest dus ja so bequem haben als ein anderer, und dich ausruhen, daß es eine Lust wäre. Das einfältige Stachelschwein glaubte dem Fuchs, und als es Abends in die Herberge kam, legte es seine Waffen ab, und begab sich nach einer guten Abendmahlzeit zur Ruhe. Sobald der tückische Fuchs merkte, daß es eingeschlafen war, schlich er sich herzu, und da er es gänzlich entwafnet fand, würgte und verzehrte er es nach Herzenslust. — Und so, ohne weiter ein Wort zu sagen, schlug die kluge Wachtel mit ihren Flügeln mit solchem Geräusche an den Käfigt, daß es ihr Herr hörte, der sich sogleich herbey machte und den Sperber wegjagte. Dieser, als er sah, daß ihm die angenommene Miene des Mitleids nichts helfen wollte, flog fort, und da ihm von ungefehr eine Lerche aufstieß, bediente er sich der Stärke, da ihm die List nicht geglückt war, stürzte sich im Angesicht der Wachtel auf sie herab, und sättigte mit ihr seinen grausamen Hunger. Sieh! sieh! sagte da die Wachtel, wie sein boshaftes äusserliches Ansehn so deutlich zeigte, wie groß die Bosheit seines Herzens war.

* * * * *

Die drey Fische.

Einige Fischer kamen eines Tags zu einem See, um ihn auszufischen. In diesem See befanden sich unter andern drey Fische, von denen der eine klug und schlau, der andere kühn und unerschrocken, der dritte so faul und furchtsam war, daß er beständig vor Furcht zu ersticken schien. Der erste, da er die Anstalten bemerkte, welche die

die Fischer machten, sah durch seine Klugheit die Gefahr bald vorher, die ihm drohte, und begab sich in Zeiten aus dem See hinweg. Der andere, der sich auf seine Herzhaftigkeit verließ, wollte, ohne sich weiter vorzusehen, es drauf ankommen lassen, und den Erfolg der Sache erwarten. So bald nun die Fischer kamen, schwamm er in die Höhe, regte und bewegte sich nicht, und stellte sich, als wenn er todt wäre. Er ward gefangen, aber sogleich als eine unnütze und verdorbene Sache an das Ufer geschmissen. Da blieb er ganz stille und unbeweglich liegen, bis die Fischerey vorbey war, und dann begab er sich sachte sachte glücklich wieder in die See zurücke. Der dritte, der, wie gesagt, ein Ding war, das an nichts dachte, blieb ganz unbekümmert, wie er sich retten wollte, und so ward er denn auch glücklich gefangen, gebacken und verzehrt. Einige wollen sagen, er wäre gesotten worden, und hätte auch im Tode fade und läppisch geschmeckt: aber darauf kömmts wenig an, sie konnten ihm ja durch die Zurichtung einen guten Geschmack geben.

* * * * *

Die beiden Vögel. Die Schildkröte und die Vögel.

An dem Ufer des Bisenzio befanden sich zwey Vögel, die im Begriffe waren, ihre Nester zu bauen, um ihre Eyer darein zu legen. Sagte die Sie zum Er: hör einmal, mein Schatz, ich dächte, es wäre besser, daß wir uns ein sichereres Ort aussuchten, damit wir ohne weitere Sorgen auf das Beste unserer Kinder bedacht seyn

 könnten.

könnten. Und scheint dir denn dieser Ort nicht der beste von der Welt, erwiederte der Er, wo wir einen so grossen Vorrath von guten und gesunden Kräutern haben, und einen Fluß, der eine Menge der niedlichsten Fischchen uns zuführt, und wo wir selten oder gar nicht von den Menschen besucht werden? Was haben wir hier für eine Gefahr zu befürchten? Ich bitte dich, mein lieber Mann, fiel ihm die Sie ins Wort, siehe ja zu, was du thust. Wenn auch keine andere Gefahr zu besorgen wäre, als die vom Flusse, so wäre das schon schlimm genug. Wenn er sich nun zu unserm Unglück wieder ergösse, und unsere Jungen uns wegführte, wie das schon geschehen ist, du erinnerst dich doch wohl noch daran? scheint dir das keine Gefahr, der man vorbeugen müsse? Du wirsts doch wohl nicht machen wollen, wie jene Taube, die einst von einer Elster befragt wurde, warum sie denn immer wieder ihre Eyer an den Ort legte, wo sie ihr schon tausendmal wären genommen worden, und die darauf weiter nichts zu sagen wußte, als daß sie es aus Einfalt thäte? Willst du, ein Vogel, der schon so viele Jahre und Erfahrung hat, so einfältig und unüberlegt zu Werke gehen? Aber der Mann, der sich einmal auf seinem Kopf setzte, weil ers nicht Namens haben wollte, daß er seiner Frau nachgäbe, (im Vorbeygehn: eine Eitelkeit der Narren) wollte nun den Ort einmal nicht verlassen, die Sie mochte auch sagen, was sie wollte. Nun warhaftig, hub sie an, es heißt ja wohl mit Recht: der Mensch hat keinen grössern Feind, als sich selbst! Und am meisten kann man das von dem sagen, der, nur um dem Rath eines andern nicht zu folgen,

wenn

wenn er gleich selbst einsieht, daß er zu seinem größten Vortheil wäre, lieber zu seinem eignen Nachtheil in seinem Irrthume verharrt, als daß er dafür angesehen seyn will, daß er sich irre, und den guten Rath seiner Freunde zu seinem Besten annehme. Und so einer bist du auch gewiß und wahrhaftig, mein lieber Mann. Ehe du den wohlmeinenden Worten deines lieben Weibes glaubst, willst dus lieber, wie andere machen, die ihr Ansehen sonst auf keine Art zu zeigen wissen, und dich lieber durch deinen Eigensinn ins Elend stürzen, als durch den guten Rath einer, die dich so zärtlich liebt, dein Bestes befolgen. Es wird dir gehen, wie der Schildkröte.

An dem Rande eines Teiches hielt sich eine Schildkröte nebst ein Paar Vögeln auf. Zu ihrem Unglücke trug sichs zu, daß es einmal ein ganzes Jahr in diesem Lande nicht regnete, wodurch der Teich so ausgetrocknet wurde, daß am Ende auch nicht ein Tropfen Wassers mehr darinnen blieb. Die Vögel, da sie diese grosse Dürre sahen, beschlossen, um nicht Durstes zu sterben, einen andern Ort auszuforschen, wo sie Wasser fänden, und aus alter Freund- und Nachbarschaft nahmen sie von der Schildkröte, ehe sie wegzogen, Abschied. Als nun die arme Schildkröte sahe, daß sie alleine zurück bleiben sollte, und kein Mittel sich denken konnte, ihren Durst zu stillen, sagte mit Thränen in den Augen zu den beiden Vögeln: Meine lieben Freunde! euch kann es nie an Wasser mangeln, denn ihr könnt in kurzer Zeit auf einem Flug zu einem Orte gelangen, wo ihr findet, so viel ihr nur wünschet: aber ich Arme! was soll ich anfangen? Ohne Wasser kann ich nicht länger leben, und wo ich wel-

welches her bekommen soll, seh ich kein Mittel auf der Welt, da ich, wie ihr sehet, so schwerfällig und so ungeschickt zum Gehen bin, und zu meinem Unglücke mein Haus überall auf dem Rücken mit mir herumtragen muß. Ach, meine lieben Freunde, wenn ihr noch einiges Mitleidens fähig seyd, und ich weiß, daß ihrs seyd, wenn ihr noch nicht ganz unserer alten Freundschaft und Vertraulichkeit vergessen habt, so erbarmt euch meiner, und helft mir, wenn es möglich ist, mit euch fortzuziehen, und meinem Elende zu entgehen. Nichts könnte uns angenehmer seyn, liebe Schwester, (antworteten die beiden Vögel, die wirklich durch die Klagen der Unglücklichen zu dem aufrichtigsten Mitleiden bewogen worden waren) nichts könnte uns angenehmer seyn, als wenn wir dir zu Willen seyn könnten, aber wir sehen nur ein einziges Mittel, dieß zur Wirklichkeit zu bringen. Du müßtest ein gutes Stück Holz nehmen, dich daran mit den Zähnen aus allen Kräften festhalten, und wir beiden wollten denn das Stück Holz mit unserm Schnabel, der eine auf der einen und der andere auf der andern Seite ergreifen, und so mit dir davon fliegen. So würden wir dich mit aller Bequemlichkeit an einen Ort bringen, wo du zu trinken fändest. Aber damit dir unser guter Rath nicht zu deinem Nachtheile ausschlagen möge, so müßtest du dich ja vor einem Dinge hüten. Und das wäre, wenn man dich so in der Luft fliegen sähe, und dein darüber lachte und spottete, oder dich dieß und jenes fragte, so müßtest du ja bey Leib und Leben keiner Seele antworten; sondern sie krächzen lassen, so lang es ihnen beliebt, und ohne zu thun, als wenn du sie hörtest, oder sähest, nur um dich

allein

allein bekümmert seyn. Ja, sagte die Schildkröte, das will ich thun, und so wurde denn, ohne weiteren Wortwechsel, ein Stück Holz aufgesucht, die Schildkröte hieng sich dran mit den Zähnen feste, und die Vögel führten sie mit leichter Mühe durch die weite Welt. Das war nun freylich ein seltsames Schauspiel, das niemand ohne Verwunderung sehen konnte. Alles blieb stehen, und lachte, und rief aus: Was ist das? Gottes Wunder! Sieh da fliegt eine Schildkröte! Ist das möglich in aller Welt? u. s. w. Besonders hatten einige Vögel ihren Spott, und flogen ihr nach, und schrien, wie die Jungens, wenn sie Masken sehen. Sieh doch! itzt fliegen die Schildkröten! Wo hast du denn das Fliegen gelernt, Liebchen? Es läßt dir ja gar zu gut! ho, ho, lacht sie aus! lacht sie aus! und was dergleichen Possen mehr waren. Die Schildkröte, da sie dieses hörte, glaubte unmöglich ihrer Ehre unbeschadet dazu still seyn zu können, und uneingedenk der treugemeinten Erinnerung ihrer Freunde, fieng sie endlich an auszurufen, oder richtiger zu reden, wollte sie ausrufen: Je nun ja, freylich flieg, und das gefällt mir so, und was geht das dich an? Aber kaum hatte sie den Mund aufgemacht, als sie von dem Holze auf die Erde herabfiel, und starb. —

Der Er sah nun aus diesem Beyspiele den guten Rath seiner Sie wohl ein, und konnte sichs nicht bergen, daß es sehr wohl gethan seyn würde, wenn er ihm folgte, und diesen Ort verliesse. Bey allem dem wollte er sich die Schande nicht nachsagen lassen, daß er sich von einem Weibe gutes rathen liesse, und blieb auf seinem Kopfe.

Was

Was geschah? Der Fluß trat aus, wies die kluge Sie prophezeyt hatte, und die armen Kinderchen, die nun schon zur Freude der Eltern herangewachsen, wurden weggeschwemmt, und mußten elender Weise ersaufen.

Da nun der Er, weil er dem weisen Rath seiner Frau nicht folgen wollte, zum zweitenmale seine Jungen verlohren hatte, so versammlete er alle Vögel der ganzen Gegend, und begab sich mit ihnen zu dem weisen Storch, der daselbst im grossen Ansehn unter allen Vögeln stand, und nachdem er ihm sein Unglück erzählt hatte, bat er ihn im Namen aller um Rath und Hülfe, damit künftig keinem unter ihnen mehr ein solcher Jammer begegnen möchte. Als der kluge Herr Storch den Fall angehört, und die Einfalt des dummen Vogels eingesehen hatte, antwortete er mit leutseliger Miene und gütigen Worten: Mein lieber Freund, es ist sehr thöricht, wenn sich nicht ein jeder selbst zu schätzen weiß, was er gilt, und noch thörichter, wenn man sich einer augenscheinlichen Gefahr aussetzt, und noch dazu, aller gesunden Vernunft zuwider, sich zum zweitenmale in dieselbe begiebt. Der Schwächere muß sich dem Stärkern nicht widersetzen wollen, denn sonst wird es ihm allezeit ergehen, wie dem Kruge, der den Brunnen schlagen wollte. Lerne also daraus, mit allen deinen Gesellen, daß du künftig nicht mehr gegen den dein Recht behaupten wollest, der dich übersieht, sonst wirst du nicht allein den Schaden, sondern den Spott oben drein davon haben.

Hier ist auch eine Probe von den Gedichten des Fierenzola.

Zu Kränzen für mein blondes Haar
Mir Blumen abzupflücken, war
Den schönsten, hellsten Frühlingstag
Ich junges Mädchen an den Bach
Gegangen, ach! an dessen Rand
Ihr silberreines weiß Gewand
Befleckt schon manches Mädchen fand.
Und an des Baches Ufer stand
Ein Jüngling reizender Gestalt,
Wie man die lieben Engel mahlt,
Und: fliehe, du Getäuschte! fliehe!
(So rief er laut) noch ist es Zeit!
Mit welchen Blumen du dich kränzen wolltest, siehe!
Sieh dieses Baches Reinigkeit!
Bestürzet wendet ich mich bald,
Woher die Engels Stimm' erschallt.
Und sah — Entsetzen! — sah, o Gott!
Wald, Auen, Gras und Blumen roth
Wie Blut; und blutig floß der Bach
Und unrein; und den Blumen, ach!
Entstieg, wie er aus Gräbern steigt,
Ein Todesduft, und all verbleicht
Und all verwelket waren sie.
O solchen Schrecken fühlt ich nie!
Blaß stand ich da vor Furcht und bebte,
Kaum hielt ich mich noch auf den Knien,
Und nun — nun wußt ich schon nicht mehr, ob ich noch lebte:
Schon taumelt ich, schon sank ich hin.

Schnell

Schnell eilte da — sonst wär gewiß
Zurückgekehrt mein Leben nie —
Herbey der edle Jüngling, sieh!
Und leistete mir Hülf, und riß
Von diesem schaudervollen Ort
Sobald ich mich erhohlt, mich fort.
Noch stand ich zwischen Schaam und Graun
Am ganzen Leibe zitternd da,
Vermochte nicht empor zu schaun,
Glaubt immer noch mein Ende nah:
Sey gutes Muths! (rief mein Erretter
Da tröstend) fürchte nun nichts mehr!
Entrissen haben deinem Auge nun die Götter
Den finstern Schleir! blick froh umher!

Und sieh! noch war sie nicht verhallt
Des Jünglings süsse Stimme, da
Ward von unsichtbarer Gewalt
Der Erd ich schnell entrissen, ha!
Und sah und hörte Dinge, die
Kein Mund vermag zu sprechen, die
Nur wenige Geweihte sehn,
Und sie, und sie allein, verstehn.
Wer hat, so rief ich nun entzückt,
Dich edlen Jüngling mir geschickt,
Der aus den dicken Finsternissen,
Die mich umhüllten, mich hieher
Zu dieser Wonne, dieser Seligkeit gerissen? —
Ein Geist der Liebe thats, sprach er.

O du, der so erbarmt dich mein,
Und aus der Nacht mich zu befreyn
Und der Gefahr, die mich umringt,
Mir diesen Boten sandtest, der
Mit Taubenflügeln mich beschwingt,
Und mich gebracht hieher, hieher,
An diesen Ort der Seligkeit,
Wo diese Wonne mich erfreut,
O du, der so erbarmt dich mein,
Erhabner Geist der Liebe! dein
Ist ewig dieses Herz! dir glühet
Es ewiglich von Preis und Dank!
Wenn diese Welt zerstiebt und Zeit und Tod entfliehet,
Ertönt dir noch mein Lobgesang.

Erzählung
aus
den Novelle antiche.

Unter diesem Titel besitzen die Italiener eine Sammlung von Erzählungen, die das alleräalteste Denkmal ihrer Sprache sind, das auf unsere Zeiten gekommen. Von ihrem Verfasser läßt sich nichts gewisses muthmassen: wahrscheinlich ist es, daß sie von verschiedenen Verfassern aus der provenzalischen Sprache gesammlet und übersetzt worden sind, und daß dieß von den allerersten italienischen Dichtern, einem Dante da Majano, (der noch älter als der berühmte Dante Alighieri ist) Brunetto Latini, Francesco da Barberino und eini-

einigen andern dieser Zeit geschehen sey. Gewiß ists, daß sie, wo nicht alle, doch grőstentheils, kurz nach dem Tode des so berüchtigten grausamen Tyrannen von Padua, Azzolino, nehmlich nach dem Jahre 1259, verfertigt worden sind. Einige der darinnen enthaltenen Novellen befinden sich auch schon in unsern Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger, wie z. E. die **von schuldigem Spotte** und andere mehr, und sehr viele sind so wohl von französischen als deutschen Schriftstellern, auf verschiedene Weise verändert und nacherzählt worden.

Der junge Prinz.

In Egypten herrschte einst ein König, der hatte einen Sohn, welcher nach ihm die Krone tragen sollte. Diesen ließ der Vater von jüngster Jugend an unter lauter weisen und bejahrten Leuten erziehen, so daß der Prinz schon das funfzehente Jahr zurückgelegt hatte, ohne noch unter seines gleichen gekommen zu seyn, oder etwas kindisches gesehen zu haben. Eines Tags trug ihm der Vater auf, daß er den Abgesandten von Griechenland eine Antwort ertheilen sollte. Der junge Prinz stand auf dem Rednerstuhle in Bereitschaft, den Gesandten zu antworten. Das Wetter war trüb und regnicht. Er sieht zu einem Fenster des Pallastes hinaus, und sieht unten andere junge Leute, die das Regenwasser auffingen und Dämme und Mühlen von Stroh machten. Kaum hatte der junge Prinz dieses gesehen, als er den Rednerstuhl verließ, die Treppen des Pallastes, so hurtig er konnte, hinabeilte, und sich zu den an-

dern

dern Knaben gesellte, die das Regenwasser sammelten, und mit ihnen Strohmühlen baute, und spielte. Eine Menge von Baronen und Rittern folgten ihm sogleich, führten ihn in den Pallast zurücke, schlossen das Fenster zu, und der Jüngling hielt nun seine Rede, wie sichs gehörte. Man gieng aus einander. Der Vater versammelte die Weisen und Hochgelahrten, und trug ihnen den gegenwärtigen Fall vor. Einige der Weisen schrieben die Sache einem Anfall von Laune zu; einige hielten es für Schwachheit des Geistes; einige glaubten, daß es eine Krankheit des Kopfes anzeigte; kurz, einer sagte dieses, der andere jenes, so wie ihre Wissenschaften oder Gesinnungen verschieden waren. Aber einer der Weisesten hub an: sagt mir doch, wie ist der Knabe erzogen worden? Man erzählte ihm die ganze Art und Weise, wie er unter weisen und bejahrten Leuten, entfernt von allem kindischen Zeitvertreibe, erzogen worden wäre. Nun wundert euch nicht, antwortete der Philosoph, wenn die Natur verlangt, was man ihr entrissen hat; es ist vernünftig, daß Kinder spielen und alte Leute denken.

Von dem guten Könige Meliadus und dem Ritter ohne Furcht.

Der gute König Meliadus und der Ritter ohne Furcht waren Todfeinde im Felde. Einst streiste der Ritter ohne Furcht in unbekannter Rüstung als irrender Rit-

Ritter umher, und stieß da von ungefehr auf seine Waibels, die ihn sehr liebten, aber ihn nicht erkannten. Sagten sie zu ihm: Herr Ritter, wollt uns sagen auf Ritterwort, wem ihr von beiden für den männlichsten und besten Ritter haltet, den guten König Meliadus, oder den Ritter ohne Furcht? Da sagte der Ritter ohne Furcht: Ihr Waibels, so gebe mir Gott gute Aventüre, als der König Meliadus der beste Ritter ist, der je auf Sattel geritten ist. Da fielen die Waibels, die dem Könige Meliadus übel wollten, ob der Liebe, die sie zu ihrem Herren trugen, diesen Herrn meuchlings an, und legten ihn, so gewaffnet wie er war, die Queer über einen Klepper, und sagten ganz unverhohlen, daß sie ihn wollten führen zum Strange. Da sie nun fortzogen ihrer Strasse, siehe, da fanden sie den guten König Meliadus, der auch nach Rittersweise einherzog zu einem Turnoy, und sein Visir abgelassen hätt. Frug er die Waibels: Warum führt ihr diesen Ritter zum Strange, und wer ist er, dem ihr der Schande so viel anthut? Antworteten sie: gnädiger Herr, weil er des Todes wohl würdig ist funden, und so ihr deß Kunde hättet, würdet ihr ihn selbst eher hinführen, als wir. Fragt ihn selbst nach seiner Missethat. Da machte sich der gute König herbey, und sprach: Ritter, was Uebels hast du verbrochen gegen diese, die dich so schmählich einherführen? Antwortete der Ritter: habe sonst kein Leid ihnen gethan, noch einige Missethat gegen sie verübt, ausser daß ich ob der Wahrheit wollte halten. Wie? sagte der König, das kann nicht seyn; thue mir kund deine Missethat. Antwortete er: Sehr gerne, gnädiger Herr!

Herr! Als ich meiner Strasse zog nach irrender Ritters Weise, siehe, da fand ich diese Waibels, und sie frugen mich auf Ritterstreue, daß ich ihnen sollte verjähen, welcher da sey der beste Ritter von den Zweyen, ob der gute König Meliadus, oder der Ritter ohne Furcht. Und ich hielt ob der Wahrheit, und sagte: der gute König Meliadus ist der beste Ritter. Und das sagt ich ohn allen Schranz, und einzig und allein um zu sagen die Wahrheit, ob schon der König Meliadus mein Todfeind ist im Felde, und ich ihn auch tödtlichen mißliebe. Und ich habe nicht lügen wollen. Keiner andern Missethat weiß ich mich nicht schuldig, und um deßwillen allein thun sie mir diese Schmach an. Da hub der König Meliadus an, und schlug die Waibels, und befreite den Ritter, und machte ihn los seiner Bande, und beschenkte ihn mit einem stattlich gezierten Rosse, das da wohl bedeckt was, ihn bittende: Er wöll' es nicht aufdecken, bis daß er käme zu seiner Herberg. Und jeder zog seiner Strasse, der gute König Meliadus und die Waibels. Der Ritter ohne Furcht aber gelangte des Abends in seine Herberge und fand da unter der Satteldecke die Waffen des Königs Meliadus, der ihn so adelichen befreit und beschenkt hatte, ob er gleich sein Todfeind war.

Franco Sacchetti.

Franco Sacchetti war aus dem alten Geschlechte der Sacchetti, und zu Florenz 1335 gebohren. Schon in seiner frühesten Jugend erwarb er sich durch seine Ge-

dichte vielen Ruhm, bekleidete die höchsten obrigkeitlichen Würden in und ausser seinem Vaterlande, that viele Reisen, und erwarb sich die Achtung und Freundschaft der vornehmsten und gelehrtesten Leute seiner Zeit, unter andern auch des berühmten Bocaccio. Seine Glücksumstände waren sonst nicht die besten; denn sein Vermögen war sehr geringe, seine Gesundheit sehr schwächlich, und überdieß erlebte er das Unglück, seinen Bruder Giannozzo als einen Rebellen enthauptet zu sehen. Demohngeachtet war er stets heiter, und muntern Gemüths, wie das seine Poesien sowohl als seine Novellen bezeugen. Er hatte drey Frauen, und von der ersten verschiedene Kinder. Er starb als ein Muster der Rechtschaffenheit und Frömmigkeit ungefehr um das Jahr 1400; die eigentliche Zeit seines Todes läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen. Seine Novellen, die von den Italienern unter die besten ihrer Sprache gerechnet werden, wurden nicht eher, als im Jahre 1724 durch den Druck bekannt gemacht. Es enthält diese Sammlung 258 Novellen, und doch ist sie noch nicht vollständig, weil Sacchetti ihrer 300 geschrieben. Ausser seinen Novellen hat man von ihm auch noch eine Menge Sonnette, Canzonen, Frottole, Capitoli, Caccie und andere Gedichte, die aber gröstentheils, einige wenige ausgenommen, noch in Manuscript in den Bibliotheken hier und da verborgen liegen. Man hat auch überdieß noch von ihm einige Briefe und Auslegungen der Evangelien, die aber gleichfals noch in Handschrift versteckt liegen.

Der Reiche und der Sackträger.

In der folgenden Novelle will ich zeigen, wie ein elender Sackträger sich um Glück und Leben eines rechtschaffenen Mannes verdient gemacht, der ihm nur mit einer Kleinigkeit gedient hatte. Und es ist das nicht etwa tausend Jahre her, seitdem dieß geschehen, sondern es hat sich seit kurzer Zeit zugetragen, daß ich selbst noch mit dem Biedermanne gesprochen habe, dem die Geschichte, die ich erzählen will, begegnet. Er hieß Bertino da Castelfalsi, ein wohlhabigter und angesehener Bürger, der besonders für seines gleichen einen grossen Reichthum an Vieh besaß. Nun hatte dieser zur Zeit, da die Florentiner Krieg mit dem Grafen von Virtu 1391 führten, frische Käse auf den Markt zu San Miniato gebracht, um sie daselbst zu verkaufen. Indem er nun mit diesen Käsen auf dem Markte stand, da kam ein armer kranker Sackträger mit einem Stücke Brod in der Hand, und bat sich von Bertino ein bischen Käse aus, um es zu seinem Brode zu essen. Nimm dir, was du willst, sagte Bertino, und da er sich scheute, kriegte Bertino selbst einen Käs hervor, und sagte: da nimm, iß! Dieser Bertino (im Vorbeygehn) hatte einen sehr grossen und dicken Daumen an der rechten Hand. Der Sackträger nahm den Käs, setzte sich hin, und aß ein Stück davon zu dem wenigen Brod, das er bey sich hatte. Als er aufgezehrt hatte, sagte er: fürwahr, mein lieber Herr, ich habe keinen Pfennig bey mir, den ich euch geben könnte, ich habe nicht einmal einen Bissen Brods mehr. Bertino, der sich des ar-

men Menschen erbarmte, hatte zwey Brode bey sich. Da nimm dir diese zwey Brode, sagte er, und nun komm einmal mit mir. Und damit nahm er noch ein Stück Käs, und führte den armen Mann in ein Wirthshaus, und legte ihm daselbst die zwey Brode vor, und sagte: da iß, laß dirs schmecken. Und so aß er denn von dem Käse und Brode des Bertino, so viel er mochte, und trank des Weines, den Bertino für ihn hatte bringen lassen, so viel er Lust hatte, und gieng seiner Wege. Einige Zeit hernach trug sichs zu, daß einige von den feindlichen Leuten, die nach Castelfalsi ritten, viel von dem Viehe des Bertino mit sich hinwegnahmen. Da sie vermutheten, daß derjenige, dem das Vieh gehörte, ihnen nachsetzen, und es wiederzubekommen suchen würde, so legten sie sich in einem Hinterhalt, und paßten ihm auf. Wie sie vermutheten, so gieng es auch. Bertino kam, ward von ihnen gefangen genommen, nach Casole geführt, und daselbst in Fesseln geschlagen. Da er nun einst mit den Fesseln an den Füssen unter freyem Himmel sehr traurig da stand, gieng der Sackträger, dem er den Käs gegeben hatte, vorbey, und nachdem er ihn eine Zeitlang angesehen hatte, sagte er: Mein lieber Herr, mich dünkt, ich sollte euch kennen. Bertino sah ihn an, und sagte: fürwahr, ich kenne dich nicht, daß ichs wüßte. Und das war auch leicht möglich, denn der Sackträger war indeß gesund geworden, und hatte sich ganz gut herausgekleidet. Ihr seyd gewiß der, den ich meine, fieng er von neuen zu Bertino an; ja, ja, ich kenne euch an dem grossen Daumen, wenn ich euch auch sonst nicht kennte. Nun fieng auch

Ber-

Bertino an, sich auf ihn zu besinnen, und der Sackträger fuhr fort: Erinnert ihr euch des Käses nicht mehr, den ihr mir auf dem Markt zu San Miniato gegeben habt? Ja, mein Sohn, erwiederte nun Bertino, ich besinne mich nun wohl. Sagte der Sackträger: das wolle Gott nicht, daß ich euch eure Wohlthat unvergolten lasse. Thut, was ich euch sage. Ich werd' euch morgen eine Feile herbringen, mit der ihr euch von euren Fesseln losmachen könnet, und den, der euch gefangen genommen, den werd ich zu entfernen suchen, und dann werd' ich wieder zu euch herkommen, und euch bis an euer Haus begleiten. So werd' ich denn, sagte Bertino, mein Leben beständig als ein Geschenk von dir erkennen. Der Sackträger kam des Morgens, wie er versprochen hatte, mit der Feile, und führte den, der den Bertino gefangen genommen hatte, ins Wirthshaus; und brachte ihn, nachdem er ihn tüchtig bezecht, zum Spiel, und indem er ihn ganz darein verwickelt sah, verließ er ihn, und kehrte zu Bertino zurücke, der sich indessen von seinen Fesseln losgemacht hatte, und verließ ihn nicht eher, als bis er ihn nach Castelfalsi gebracht hatte. Als Bertino glücklich daselbst angekommen war, so wollte er seinen Erretter für seine treuen Dienste belohnen, aber vergebens suchte er den dankbaren Sackträger zu bewegen, Geld anzunehmen. Er ließ sich schlechterdinges keines aufdringen, sondern kehrte, ohne etwas anzunehmen, vergnügt, daß er sich seinem Wohlthäter dankbar bezeigen konnte, zurücke. Welche Ehrlichkeit und Tugend von einem Sackträger! und wie reichlich vergalt er nicht eine kleine Wohlthat, die man ihm er-

wiesen hatte. Das kann zur Lehre dienen, daß man immer sehr klüglich handle, wenn man sich auch gegen den allergeringsten dienstfertig und wohlthätig erzeigt; das lehrt uns auch Aesop in seiner Fabel, als der Leue der Katze nöthig hatte, indem er sagt: Tu qui summa potes, ne despice parva potentem.

Lorenzo Medici.

Der bekannte grosse Beschützer und Beförderer der Künste und Wissenschaften, der auch als Dichter einen ansehnlichen Rang unter seinen Zeitgenossen behauptet. Er ward gebohren 1448 und starb 1492.

Gewiß von Stein muß dessen Herz
Und völlig seyn verkehrt,
Der gern nicht seinem Heiland folgt,
Nicht, wenn er ruft, ihn hört.
Dein harr ich, ruft er, Sünder, komm!
Gestorben für dein Heil
Bin ich. Der Sünder, der nicht kömmt,
Haßt der nicht selbst sein Heil?

Liebt der sein Glück, der kalt und taub
Den Ruf der Gnade hört,
Der ihn so liebreich locket? Der
Nicht willig sich bekehrt?
Leer von Gefühl hat der ein Herz,
Das nie für Tugend schlug,
Der nie der Liebe denket, die
Ans Kreuz den Gottmensch schlug.

Ver:

Verlohren ist, in dessen Herz
Nie Dank und Liebe glüht;
Blind ist der Sünder, der sein Glück,
Sein ewig Glück nicht sieht.
Taub ist er, hört er nicht den Ruf,
Der, nur ihn zu befreyn
Von seinem Elend, ihm erschallt,
Will los er dessen seyn.

Der dich ohn all dein Zuthun hat
Gerufen in das Sein,
Der will ohn all dein Zuthun nicht
Dir Seligkeit verleihn.
Kein Vorwand bleibt dir; Liebe nur,
Nur Lieb' ists, was er heischt,
Kannst du ihm die verweigern, wenn
Nicht Sünd und Wahn dich täuscht?

Und weigerst du sie doch, so ist
Nur dein allein die Schuld!
O thu es nicht! o kehre dich
Zu dem, der so mit Huld
Dich zu sich lockt, Unsterblichkeit
Und ewigs Heil dir giebt!
O thu es nicht! O kehre dich
Zu dem, der so dich liebt.

Dir selbst gehörst du nicht mehr an,
Bist, wenn du willst, ganz sein!
Kannst du verkennen deinen Herrn?
Und seiner dich nicht freun?

Er leitet dich nach seinem Rath,
Nimmt dich zu Ehren an,
Mit ihm vermagst du alles, nichts
Ohn ihm, der alles kann.

Dir Leben zu erwerben, stirbt,
Stirbt er den Kreuzestod.
Ein Sterblicher wird er, daß er
Erhöhe dich zum Gott.
Dich zu erlösen, duldet er,
Dich Sünder, Er, der Herr!
Sey doch gerührt von so viel Huld
Und sündige nicht mehr.

Betrete seinen Pfad! Ergieb
Dem Liebenden dich doch!
Und nimm, o nimm es doch auf dich
Sein heilig sanftes Joch!
Leicht ist die Last, versuch es nur,
Und tragen hilft er dir,
Und selig, der Allgütige,
Macht er dich dort und hier.

Wer Kräfte gnug zutrauet seinen Blicken
Sie anzusehn, die mich beherrscht, dem quillt
Solch eine Himmelswonne, solch Entzücken
Aus ihrem Antlitz, das ihm alle Wünsche stillt.
Allein mit solchem lichten Glanz umhüllt
Hat Liebe dieses Paradis den Blicken
Der Sterblichen, daß wenig' es erblicken,
Bewundrung ob den Glanz die meisten nur erfüllt.

Dem

Dem Edlen mildert nur und Treuen diesen Schimmer
Die Lieb', und stärket ihm den Blick, ihn ganz zu spähn
Und ungeblendet diesen Reitz. Wer ihn zu sehn
Gewürdigt ward, gewürdigt zu geniessen
Die Freuden ganz, die ihrem Engelsblick entfliessen,
Der hasset alles sonst und liebt die Eine immer.

Briefe
des
Publius Virgilius Maro,
geschrieben aus den elysäischen Feldern an die Arkadia zu Rom.

Erster Brief.

Ganz Elysium, ihr Arkadier, haben eure italienischen Dichter in Aufruhr gesetzt, die aus allen Ständen täglich zu uns herabkommen, die ewige Ruhe unserer Haine zu stören. Es scheint, als wäre das Fieber, das einst die Abderiten antrieb, durch die Gassen zu laufen und Verse zu singen, mit euren ungestümen Dichtern, Sängern und Versemännern in diese unterirdische Reiche gekommen, um mit ihren barbarischen Liedern, jeden Hain, jeden Wald, jede dem Stillschweigen und der Ruhe geheiligte Grotte zu entweihen. Jeder Italiener, der seit einiger Zeit zu uns herabkömmt, spricht von nichts, als Versen, sagt Gedichtchen her, ist ein rasender Liebhaber von Reimen, und hält, allen unterirdischen Gesetzen

setzen zum Trotze, ein Bändchen, oder eine Sammlung, oder ein Liederbuch, oder wohl auch nur ein einzelnes Sonnett oder Lied in der Hand, das er sich rühmt an das Licht gestellt zu haben, ob er gleich zu nichts weniger in der Welt, als zum Dichter gebohren ward. Nun könnt ihr denken, ihr Arkadier, in welcher Unordnung unser ganzes so friedliches poetisches Reich hienieden sey. Was haben nicht schon Katull, Pindar, Horaz, und meine übrigen alten griechischen und römischen Gefährten, was haben sie nicht mit mir schon versucht, diese Raserey zu stillen? Aber vergebens. Diese neuen Ankömmlinge begegnen uns nicht anders, als mit Verachtung, machen sich nicht das geringste weder aus Griechen noch Lateinern, und sagen ganz frey, daß sie nichts geringers zum Endzweck hätten, als unsern Ruhm zu verdunkeln, und das Joch des Alterthums endlich abzuschütteln, das so viele Nationen so viele Jahrhunderte getragen haben. Einer unter ihnen gieng gar so weit, daß er uns die Unwissenheit in der italienischen Sprache zum Vorwurf machte, die uns hinderte, wie er sagte, von der heutigen Poesie zu urtheilen. Ich habe mir deswegen mit meinen Freunden die Mühe gegeben, eure Sprache kennen zu lernen, und da sie größtentheils eben dieselbe ist, die wir in unserm Leben mit unsern Sklaven, dem Pöbel und Weibern redeten, so konnte uns diese Mühe, sie zu erlernen, nicht anders, als sehr leicht seyn. Denn euch kann das nicht unbekannt seyn, daß ausser der edlern und korrektern lateinischen Sprache, deren sich die Schriftsteller und Patrizier bedienten, noch eine andere unter dem Pöbel üblich war, die man die gemeine Sprache hieß. Ihr könnt

dieses im Cicero lesen, und viele euerer Gelehrten haben das auch, wenn man uns die Wahrheit berichtet, selbst bewiesen, wie vor einiger Zeit Celso Cittatino, und erst neuerlich Scipione Maffei, ein Mann, der seiner Bescheidenheit, seiner Beredsamkeit, seiner Gelehrsamkeit nach, vielmehr aus meinem als aus eurem Jahrhunderte zu seyn scheint.

Ich schreibe euch in dieser Sprache, mit der ich mich seit kurzem durch meinen Fleiß vertraut gemacht habe, weil ich fürchte, die lateinische Sprache möchte unter euch nicht sehr gebräuchlich seyn, und nicht genug verstanden werden, wie wir denn das an so vielen Dichtern, die täglich zu uns aus Italien kommen, sehen. Wenn meine Schreibart immer noch ein lateinisches Ansehn hat, so werdet ihr mich leicht entschuldigen, da euch bekannt ist, daß man nie gänzlich zum Besitz einer fremden Sprache gelangen kann, am wenigsten derjenigen, deren ihr euch gegenwärtig bedient, und die so sehr von der Sprache euerer Väter in den bessern Zeiten verschieden ist, daß sie ihnen ganz fremd und unverständlich scheinen würde. Indessen scheint sie uns, so wie sie eure Väter geschrieben, und auch so wie sie diejenigen unter euch, die sie mit Fleisse studiren, noch schreiben, vortreflich. Wir erkennen in ihr einen bewundernswürdigen Reichthum und Biegsamkeit, Deutlichkeit, Harmonie, Würde und Stärke, und alle die Vorzüge, die sie in den fünf letzten Jahrhunderten erhalten, in denen sie durch die besten Köpfe vorzüglich bearbeitet worden. Mein Freund Horaz rief einst, als er einige Gedichte (von einem gewissen Frugoni glaub ich, waren sie) las, ganz entzückt aus, indem er sich gegen uns kehrte: O matre pulchra, filia pulcrior!

Und

Und in der That gefiel uns allen die Tochter ganz besonders, weil sie, zu ihrem grossen Vortheile, diese allzugleichen Töne, und diese so vielen und häßlichen Endungen in Vm, Vr, und Vs, die die Mutter so entstellten, zu vermeiden gewußt.

In der italienischen Poesie fanden wir in der That anfänglich einige Neuerungen, die uns unangenehm waren. Die unbestimmte Zahl und Beschaffenheit der verschiedenen, grossen, mittelmäßigen und kleinen Verse, die bald mit einer, bald mit drey Sylben sich endigen, und alle nur bloß nach dem Accent und ohne ein ordentliches Sylbenmaas gemacht sind, keine festen Ruheplätze und Cäsuren haben, und daher von der gemeinen Rede fast gar nicht verschieden scheinen; dieß alles, sag ich, mißfiel uns, so lang es uns noch neu war. Besonders schienen uns die Reime eine sehr seltsame und barbarische Sache, die bloß als ein Hülfsmittel erfunden wäre, den Mangel der Süßigkeit und Majestät des Verses zu ersetzen. Aber nachdem wir endlich unser Ohr nach und nach an dieses immerwährende Echo gewöhnt hatten, so empfanden wir ein ganz neues Vergnügen, und fanden mehr Annehmlichkeit und Zierlichkeit in einer so grossen Mannigfaltigkeit von Versarten und Accenten, wenn sie von einer erfahrnen Hand bearbeitet werden. Kurz, die Vorurtheile, denen auch die Todten noch ausgesetzt sind, verschwanden endlich, und mit der Zeit gelangten wir durch unsere Gelehrigkeit dazu, die edlen Poesien eures Parnasses ganz zu schmecken. Orpheus selbst, der niemals würdigte, lateinische Verse auf seiner Cyther zu singen, weil sie ihm in Vergleich mit den griechischen

schen unausstehlich sind, er selbst läßt nun oft die Haine und die Grotten unsers Aufenthalts von den so äusserst süssen italienischen Gesängen ertönen; und ich und Homer, wir scheinen uns selbst nachdrücklicher und harmonischer, wenn wir unsere Gleichnisse und lebhaftesten Bilder in eine Ottavarima, gleichsam als in eine edlere Rame, einfassen. Aber so angenehm und schön finden wir ordentlicher Weise die Gedichte derjenigen nicht, die in den neusten Zeiten aus dem Lande der Lebendigen zu uns kommen, und uns mit italienischen Versen betäuben. Und daher, da sie als Poeten, wie sie seyn wollen, sehr empfindlich und aus Unwissenheit hochmüthig sind, verachten sie uns auch, und beschimpfen uns. Und was können wir doch für ein Vergnügen und für einen Werth in ihren Werken finden, die ausser dem Schall nicht das geringste von Poesie haben? Wir, die wirs so gut wissen, daß die Poesie nicht in Schall und Worten besteht, ausser in soferne die Worte Ausdrücke des Bilds oder des Affekts sind, und der Schall ein Werkzeug der Täuschung und des Vergnügens ist, wie ists möglich, daß wir nicht mit Verdruß und Eckel ihre Verse hören sollten, die geistloser, ungefärbter und kälter, als jede Prosa sind? Gewiß, wir müssen uns wundern, daß eine Sprache, und die Poesie, wie die eurige, die einen so grossen Ueberfluß an bezeichnenden, nachdrücklichen und wohlklingenden Ausdrücken besitzt; die eine so grosse Freiheit und Mannigfaltigkeit der Wortfügung, und einen solchen Reichthum an Redensarten, die sie mehr als jede andere Sprache von Griechen und Lateinern, Iberiern, Galliern und selbst von den Deutschen eingesammlet, und

überdieß eine solche Leichtigkeit, Verse zu machen, hat; daß eine solche Sprache und Poesie doch so wenige vorzüglich gute Dichter mehr hervorbringe. Hat sich das Klima vielleicht geändert? Haben die Geschlechter der Menschen sich verschlimmert? Sind die Wissenschaften in Verfall gerathen? Gewiß ists, daß seit langen Zeiten unter den Todten kein wahrhaftig erhabner Dichter, kein italienischer Homer, kein Horaz, kein Properz erschienen, obgleich Canzonen und Sonette seit des Tasso Zeiten dem Tausend nach, ohne Maaß und Zahl in Italien herausgekommen sind. Einige unter uns, die das bedachten, haben geglaubt, daß vielleicht eben diese allzugrosse Leichtigkeit der Versifikation; andere, daß die allzuvielen Akademien, die man nun sogar, wie ich höre, selbst in Dörfern findet; andere, daß die blinde Nachahmung eurer Alten; und andere, daß noch andere Ursachen diese so grosse Unfruchtbarkeit bey euch hervorbringen. Ich glaube, daß man sie allen diesen Ursachen zusammen zuschreiben müsse, besonders aber dem falschen Begriffe, den sich die Italiener von der Poesie machen, indem sie ihre Alten, als Muster, die in allem vollkommen und vortreflich sind, nachahmen. Sie haben ihre Ennius und Pacuvius, die sie ohne Unterscheid noch immer mit blindem Aberglauben anbeten, und es für eine Sünde hielten, wenn sie nur die geringste Unvollkommenheit in ihnen argwohnten. Von ihnen lernen sie eine Poesie der Worte, und nehmen die ungeschicktesten und rauhesten Redensarten, als Schönheiten, die durch die Zeit und sklavische Anbeter geheiligt sind. Ich will mit euch von diesem Misbrauch etwas ernstlich reden. Das

wird

wird Virgil, denk ich, ohne Gefahr wohl bey den Todten und in einem Orte thun können, wo der Neid keine Gewalt hat. Die Liebe für die Dichtkunst, und für das Vaterland, die mir auch unter die Schatten noch nachfolgt, ist es allein, die mich dazu antreibt, und wenn ihr die Wahrheit von einem Todten nicht hören wollt, von wem könnt ihr sie heut zu Tage sonst hoffen? Hier bey uns gilt weder Schmeicheley, noch Ehre der Titel, und ich verlange von euch weder Privilegium, noch Gnade, noch Diplom. Ihr sitzt als Gesetzgeber und Richter auf dem obersten Richterstuhle der Poesie; schickt poetische Kolonien in alle Gegenden Italiens aus, gebt selbst Königen Europens und fremden Nationen das poetische Bürgerrecht, und gleichet hierinnen den alten Römern: euch kann also mein Eifer nicht misfallen. Wenn sich irgend jemand dadurch beleidigt glauben und die Stimme gegen mich erheben wollte, der erinnere sich, daß er mit einem Todten spricht.

Luigi Alamanni.

Luigi Alamanni gehört unter die vorzüglich guten Dichter des 16ten Jahrhunderts. Er hat sich in allen möglichen Arten der Poesie, von der homerischen und romantischen Epopee bis zum Sinngedichte, keine ausgenommen, versucht, besonders aber werden seine lyrischen Poesien und Satiren geschätzt. Er war gebohren zu Florenz 1495, ward aus seinem Vaterlande verbannt, und wählte sich Paris zu seinem Aufenthalt, wo er von

Franz I und Heinrich II dessen Sohne, sehr geschätzt und geliebt wurde. Er starb 1556 in Amboise, wo damals der königliche Hof sich aufhielt.

Die Auferstehung Christi.

Er kömmt zurück! Jauchz ihm, o Welt, und freue
Dich deines Heils! Er kehrt zu dir zurück,
Der, ach! für dich, für dich auf Golgatha
Des quaalenvollen Kreuzestodes starb.
Triumph! Triumph! bezwungen ist, o Tod,
Nun deine Macht! Das Leben siegt! Der Held,
Der uns eröfnete durch seinen Tod
Des Himmels Pforten, hat des Grabes Nacht
Verlassen, kehrt ins Leben heut zurück!
Wozu, o Hölle, deine Tücke nun,
Und deiner Bundsgenossen Wuth? — Ja? Wähntet ihr,
Der Macht des Himmels, die unendlich ist,
Könnt eure Ohnmacht trotzen, Rasende? —
Von neuem, sehet! strahlet für die Welt
Der Ewige in seiner irdschen Hülle,
Nun unzerstörbar eurer Wuth; betritt
Die Erd aufs neue, roth von seinem Blut,
Und würdiget auf ihr zu wallen. — Trockne,
O trockne deine Thränen, die du uns
Den Göttlichen gebohren, Miriam!
Entflamme dich, o Luft, und glänze heller,
O Sonne! feir', o Erd', und kleide dich
In deinen schönsten Frühlingsschmuck! Sey still',
O Meer! Er lebt, er lebt, der ewge Sohn
Des Höchsten; der am Kreuz für Sünder starb,

Er lebt! — Ihr dunget Hüter, ließt sein Grab
Bewachen: wie? Vermochtet doch ihrs nicht,
Zu widersetzen Gottes Rathschluß euch?
Zerbrach er doch des Grabes Riegel und
Erstand, und machete zu Schanden eure List? —
Armseelge Thoren! — Ha! wie ward euch da,
Ihr Hüter, die ihr das verschloßne Grab
Bewachtet, als der Donner Gottes nun
Erschallte, und die Erd' erbebt', und euch
Ein Glanz nun blendete, den zu ertragen
Ihr nicht vermochtet? Und als nun der Stein
Wegwälzte von des Grabes Thüre sich,
Warum verwehrtet ihrs doch nicht? Wer stürzt'
Euch leblos hin zur Erde? — Reisset euch
Aus eurem Taumel auf, und eilt und sagts,
Wer der, den ihr bewachen solltet, war. —

Ihr frommen Weiber, die ihr auch im Tod
Noch treu dem Herzog' eures Lebens folgt,
Er ist nicht hier, wo ihr ihn sucht! Verbannt
Aus eurem Busen alle Furcht, und kommt,
Und sehet her, wo sie ihn hingelegt!
Erstanden ist er nun! Eilt und verkündet
Es Petro, was ihr sahet! Vor euch hin
In Galiläa wird er gehen, wie
Er euch gesagt, da werdet ihr ihn sehn! —

O wie die Frommen ihre Füsse schnell
Beflügelten, bald zu erquicken die
Mit ihrer Wonnenachricht, denen Last
Geworden schon das Leben war ohn' ihn!

Herbey! herbey, ihr, die Jahrhunderte
Auf ihn geharrt, ihr heilgen Väter! Kommt!
Erfüllt ist nun, was ihr gehoft, was ihr
Im Geiste saht! Erschienen ist das Heil
Der Welt! — Du, der als wie mit einem Freund
Mit Gott dich unterredetest, mit welchem
Heiß glühendem Verlangen dürstetest
Du nicht, ihn wieder zu erblicken? — Sieh!
Von Angesicht zu Angesicht erblickst
Du ihn nun wieder! — Sieh! Zerrissen ist
Nunmehr der Schleyer, der das ewge Licht
Dem Blick der Sterblichen verhüllte! Sieh,
Erkennst du ihn, der dir die heiligen
Gesetze auf dem schreckenvollen Berg
Einst gab? Erkennest du das Antlitz, das
Mit heilgem Schauder oft dich füllte, wenn
Zu dir er sprach? Erkennest du den Ort,
Die Zeit, die du so oft der Welt voraus
Verkündetest? — Wer ist es, der dir folgt? —
Um seine braunen Locken windet sich
Ein Diadem, und hohe Hymnen schallen
Von seinen Lippen in sein goldnes Saitenspiel?
Mit welcher Hoheit strahlt vor allen er
Hervor? Und welch ein lauter Jubel tönt
Von seiner Harfe? — Ist es David? — Ja!
Er ists! er ists, der Vorwelt Pfeiler! — Sieh!
Du siehst ihn nun, den du in heiliger
Entzückung oft gesehen, oft herab
Vom Himmel in erhabnen Psalmen riefst!
Er ists, der deinen Arm gestärket, als

Vor dir der Riese fiel! Er ists, der dich
So oft die Palme über deinen Feind
Ließ schwingen, den der HErr dein Gott erhöht!
Nicht wesen ließ im Grab; er ists! er ists! —
Und jener, welcher seiner Blösse sich
Zu schämen scheint? — O Adam! Adam! — Wie
Er seine Arme gegen ihn verbreitet!
Wie seine Locken fliegen! Wie er ihm
Voll heissen Danks entgegen eilt! „Ich bins,
„Der auf die Erde rief den Tod! der meinen Kindern
„Verschloß des Himmels Thor, das dein Erbarmen
„Nun wieder öfnet! Ich, um welchen du
„Auf Erden kamst und bluteteſt und starbst! —
„O du Allgütiger, der alles, alles
„Vermag! der du auch meine schwere Schuld
„Vergeben mir: ich folg, ich folge nun
„Dem heilgen Lichte, das du mir gezeigt! —
„Flucht den Gebeinen eures Vaters nun
„Nicht mehr, o meine Kinder! Seht den Held,
„Er hat dem Tod die Macht genommen! hat
„Der Schlange Kopf zertreten! hat euch rein
„Gewaschen in des Bundes Blute! hat
„Euch zu des Himmels Erben eingeweiht! —
„O welche Liebe, welcher Dank ist heiß
„Genug, zum Opfer dem zu flammen, der
„Euch, meine Kinder, bis zum Tod geliebt,
„Euch Heil und ewig Leben wieder schenkt!„

Gern macht des Biedermannes Mund
Des Nächsten Lob, nie seine Schande kund.

Ein Thor nur glaubt, es könn' ihm wohlgelingen,
Aus andrer Schmach sich Ehre zu erzwingen:
Des Weisen Ruhm steht auf viel festerm Grund,
Auf Selbstverdienst! Und dieß allein kann Ehre bringen.
Wer oft und gern zu andrer Nachtheil spricht,
Der schadet sich nur selbst, und andern nicht.

Francesco Copetta.

Unter die besten Dichter des für die italienische Dichtkunst so glücklichen sechzehnten Jahrhunderts wird mit Rechte Franz Beccuti, genannt Copetta, gezählt. Er war ein Peruginischer Edelmann und Doktor der Rechte. So sehr er von den größten Männern seiner Zeit, besonders von Bembo, Guidiccioni, Molza und Casa geschätzet und geliebet wurde, so sehr werden es seine Gedichte noch immer von jedem Kenner der Dichtkunst, und werden es auch in allen künftigen Zeiten seyn. Er starb 1553 im 44sten Jahre seines Alters.

Die Gesichte.

Als einsam eines Tags, ganz in mich selbst gekehret,
Ich meinem Kummer nachhieng; da —
Das hat kein Auge je gesehn, gehöret
Kein Ohr, was ich für Wunder damals sah!
Zuerst, so daucht es mir erschien, vor meinen Blicken
Ein Hermelin so edel, weiß und rein
Und sanft und hold — mir wallte das Entzücken
Mein Herz und wünschte: Wär es dein!

Schnell

Schnell aber, wie ein Blitz, verschwunden
War er auf einmal mir! Umsonst sah ringsumher
Ich lange sehnsuchtsvoll! — Nun hatt ich ihn gefunden,
Wie freut ich mich! — Allein ein Jäger schlich sich her,
Umringete voll niedrer Tücke
Das edle Thier mit seinem Koth,
Und fiengs durch diese List. Ich kehrte meine Blicke
Voll Zorn und Mitleid ab und wünschte mir den Tod.

Noch trauert ich: da senkt mit silbernem Gefieder
Ein zärtlich Täubchen sich herab.
So schön war nicht, das einst zum Lohn für seine Lieder
Dem Tejergreis die Liebesgöttin gab.
Nicht schöner sind selbst die, die ihrer Göttin Wagen
Durch wolkenleeren, heitern Himmel ziehn.
Gleich einem Engel schwebts mit leisem Flügelschlagen
Durch die getheilten Lüfte hin.
Und plötzlich sah herniederfallen
Ich einen mörderischen Geier da; der schlug
Ach! in das unschuldsvolle Täubchen seine Krallen
Voll Raubbegier, und riß mit sich in schnellem Flug
Hinweg die minnigliche Reine,
Erbarmete sich ihrer Unschuld nicht! —
Voll Schmerzen sah ich es; und seufze nach und weine,
So oft mein Geist sich denkt das schreckliche Gesicht.

Kein schönrer Hügel hebt sich nicht aus Cynthus Auen,
Aus Cyprens nicht empor, als der
Den damals mich des Himmels Gunst ließ schauen.
So heiter lacht die Sonne nirgends mehr,

So reizend hatt' ich nie die Erde grünen sehen,
Von Blumen, süssern Dufts und bunter, nie geschmückt;
Nie fühlt ich mich von sanfterm West umwehen,
Von frischern Quellen nie erquickt.
O dürft ich dich doch nie verlassen,
(So wünscht ich bey mir selbst) beglückter Ort! — und schon
Wollt ich mir Hütten baun, und hier mich niederlassen;
Vergebens war mein Wunsch! bald meine Lust entflohn!
Denn eine kurze Zeit nur währte
Der schöne blüthenvolle May,
Bald braust ein Wintersturm einher, der ihn zerstörte;
Der dauert noch, noch fühl ich seine Tyranney.

Versetzet war in diese glücklichen Gefilde
Ein Pflänzchen, dessen schwaches Reis
Gar bald begünstigt durch der reinen Lüfte Milde
Zum Himmel wuchs, ein Baum, von Balsamblüthen weiß,
Wer einen Augenblick in seinem Schatten
Nur weilete, schien glücklich schon zu seyn.
Der Leidende vergaß den Schmerz, dem Matten
Kam neue Kraft in sein Gebein.
Mit seinem heilgen Laube krönte
Statt seines Lorbeers oft Apoll sein goldnes Haar,
Und seiner Stimm und Harfe Klang ertönte
Hier oft zum Lied der Nachtigallenschaar.
Auf einmal aber schien beraubet
Der schöne Baum, ich weiß nicht wie,
All seines Schmucks; stand da verlassen und entlaubet,
Kaum blieb ihm noch der Stamm, und wieder grünt er nie.

Aus

Aus einem heiligen und immer grünen Holze
Sprang schnell hervor ein junger Leu!
Von Wildheit, dacht ich da, und von dem kühnen Stolze
Ist dieses jugendliche Alter wohl noch frey.
Ihm naht ich furchtlos mich, und fand ihn, wie ich dachte,
Mehr zahm, als wild, und scherzete mit ihm
Und liebkos't' ihn; doch auf einmal erwachte
Sein angebohrner Löwengrimm.
Auf sprang er! Aus den Augen blitzte
Ihm Zorn, und wüthend fiel er mich Erstaunten an,
Zerriß mit seinen Klaun mir das Gewand, und ritzte
Mir schon die Brust mit seinem scharfen Zahn.
Mit langsam stolzen Schritte kehrte
Zurück er dann in seinen Hain.
Noch schreckt mich dieß Gesicht, das mich so furchtbar lehrte
Auch die Gefahr, wenn sie sich gleich verbirgt, zu scheun.

Und endlich sah ich einen Jüngling, laß von Siegen,
Auf Purpurbetten, reich mit Gold
Und Edelsteinen durchgestickt, im Schlummer liegen,
Und lächeln sah ich ihn so sanft, so himmlischhold,
Uud solche engelgleiche Reitze blühten
Auf seinem Antlitz, wie kein Lied das singen kann.
Verlohren in Entzücken sah ich ihn: da sprühten
Aus meiner Brust, (wo der Tyrann,
Der alle Welt in Feuer setzet,
Sie angezündet,) Feuerfunken, ah!
Und flogen auf des Jünglings Schultern, und verletzet
Dadurch, erwachete der schöne Schläfer da!

Und zürnend springt er auf, und wendet
Von mir sein göttliches Gesicht
Und flieht: ich aber blieb, von seinem Glanz geblendet,
In seinen Fesseln stehn; noch drückt mich ihr Gewicht.

Dieß waren, mein Gesang, nur träumende Gesichte,
Und Schrecken fühlt ich doch schon damals, Angst und Pein:
Nun ist sie ganz erfüllt die klägliche Geschichte,
Was muß mein Schicksal itzo seyn?

Von fernen Ufern her auf eignen Schultern träget
Der fromme Landmann sich ein Bäumchen in sein Land,
Ein seltnes Bäumchen wars; deß wartet er und pfleget
Gar fleißig es mit seiner eignen Hand.
Und Sonnenschein und fruchtbarn Regen sandt
Die Gunst der Götter, von des Frommen Flehn beweget,
Zur rechten Zeit dem Bäumchen: blühend stand
Gar bald es da; versprach dem Fleiß, der es gepfleget,
Zum Lohne schon die süßste Frucht. Wie freut
Der Fromme sich; doch, ach! nur kurze Zeit,
Denn seine Hofnung ward bald eines Frevlers Raub.
So ward in einem Tag auch mir die Frucht entrissen,
Die ich so lang gepflegt, die alle Pein versüssen
Mir sollt, — und alle Müh lohnt itzt mir dürres Laub.

* *

Guido Bonichi.

Der Schuster will sein Söhnchen zum Barbier
Und der Barbier zum Schuster seines machen.
Ein Doktor, spricht der Krämer, werde mir;
Der Doktor: Nur der Krämer hat gut lachen.

Das,

Das, was er hat, will keiner. Mir, nur mir
Denkt jeder, geht es quer in allen meinen Sachen,
Den andern glückts, als hätten sie den Drachen,
Seufzt jeder, keiner hat, was er verlanget, hier.
Auf Erden kann kein Mensch befriedigt werden.
Kann festen Fusses wer im wilden Meere stehn?
Und unter lauter Schlingen sicher gehn? —
Zu tragen muß nun schon ein jeder die Beschwerden
Erlernen, weil er weilt in diesem Jammerthal,
Und leicht wirds dem, der denkt: Ganz anders wirds einmal!

Monsignor Nicolo Fortinguerri.

Er war aus Pistoja gebürtig, und Kammerherr des Pabstes Klemens XI. Unter den Arkadiern hieß er Nidalmo Trisio. Seine Gedichte befinden sich in der Sammlung der Arkadier, und in der Sammlung des Gobbi.

Ob ihr wenig, oder viel
Mir verlieht, ihr Götter!
Ob mich Marmor oder Schaub
Schützt vor Wind und Wetter.
Dieses machte mich betrübt?
Machte mich erfreuet? —
Froher Sinn und reines Herz,
Das nichts wünscht und scheuet,
Das sind Schätze! — Uebers Meer
Bringet die kein Schiffer her.

Besser ists, die reine Flut
Aus dem Bache trinken,
Und in Freyheit sich dabey
Reich und glücklich dünken,
Als aus Gold in Chierwein
Täglich sich berauschen,
Und um Wollust oder Tand
Seine Freyheit tauschen.
Glänzen sie gleich noch so sehr,
Fesseln drücken immer schwer.

Schön ists, Heldenmuthesvoll
Mit dem Glücke kämpfen,
Seinen Eigensinn und Stolz
Durch Verachtung dämpfen,
Graden Wegs und sichern Schritts
Durch die Dornen dringen,
Die es streut auf unsern Pfad,
Und das Ziel erringen.
Wers erringt, den Sieg erhält,
Göttern wird der zugesellt.

Wenn in meine Tugend ich
Ganz gehüllet stehe,
Lach ich nur, wenn ich das Glück
Auf mich zürnen sehe.
Nur verwunden kann sein Pfeil,
Aber tödten nimmer.
Nur sein Lächeln bringt Gefahr,
Nur sein falscher Schimmer.
Aber, o in Sicherheit
Bin ich, wenn es zürnt und dräut.

Doch gelingen kanns dem nie,
Der das Glück bekrieget,
Wenn er nicht Cytherens Sohn
Schon vorher besieget.
Denn der Sklave, der ihm fröhnt,
Darf sich nichts erkühnen,
Freyheit ist ihm eine Last,
Gerne will er dienen.
Selber blind, vergönnet nicht
Amor andern das Gesicht.

Gabriello Chiabrera.

Unter allen italienischen lyrischen Dichtern, die den ausgetretenen Weg des Petrarka verlassen und in der Manier der Alten zu dichten gewagt, hat es keiner mit so vielem Glück und Ruhme gethan, als Chiabrera. Pindar, Anakreon und Horaz waren seine Muster, und seine Landsleute nehmen keinen Anstand, ihn seinen Mustern an die Seite zu setzen. Sein Ruhm erhält sich noch immer ungeschwächt, und noch immer giebt es wenige, die man mit ihm vergleichen könnte, und keinen, der ihn übertroffen. Doch ist dieß nur von seinen Oden zu verstehen: denn weder seine epischen und dramatischen Gedichte, noch seine Sonette sind seiner würdig, ob man gleich in allen noch hin und wieder Spuren seines grossen und kühnen Geistes antrift. Er war zu Savona 1552 gebohren, und starb daselbst 1638.

Der Schnee zerschmilzt; es ruft der Lenz
Die Blumen schon hervor,
Giebt wieder seinen Schmuck dem Baum,
Den er im Herbst verlohr.
Geschwellt und trübe stürzt nicht mehr
Herab der Bach vom Fels,
Schon murmelt seine helle Fluth
Durch bunter Auen Schmelz.

Wie alles wechselt, nichts besteht,
Lehrt dieses uns: wir sehn,
Dem Meer entstiegen kaum, den Tag
Schon wieder untergehn.
Doch wieder giebt, was er ihr nahm,
Der Welt der Zeiten Lauf:
Der Mensch nur, wenn er einmal fällt,
Steht niemals wieder auf.

Wo wohnt der Mächtige, wer ists,
Der sichern uns es kann,
Daß Lachesis nicht bald zerreißt,
Was Atropos erst spann?
Wie thöricht ists auf Dinge baun,
Die jeder Hauch verweht,
Indem der Tod uns stets bedräut,
Und trift, früh oder spät.

Erträumtes Glück, o Sterbliche
Ist eures Lebens Theil!
Von keinem wahren Werth, und fliegt
Dahin, schnell wie ein Pfeil! —

Ihr

Ihr Himmelswohnungen, nach euch
Nur lechzt mein Geist, so sehr
Als nach dem theuren Vaterland
Der müde Wanderer!

Dahin zu fliegen, ach wer leiht
Mir Fittige? Wer schaft
Dem müden Geiste neuen Muth,
Verdoppelt seine Kraft? —
Kein eiteler Gedanke keimt
Nun mehr in meiner Brust:
Die Hofnung blüht nun endlich drinn
Allein, nach höhrer Lust.

* *

Giov. Batista Gamberucci.

Der Abbate Giov. Batista Gamberucci, lebte zu Anfang des itzigen Jahrhunderts, war päbstlicher Ceremonienmeister und Mitglied der Arkadia, bey der er Cloante Epizio hieß. Seine Gedichte sind in verschiedenen Sammlungen zerstreut; die folgende Probe giebt Crescimbini.

Der, Sterblicher, bin ich, der, (unbekannt
Vorher,) der Welt erschien, als mit dem ersten Mord
Den Boden düngte der Unmenschliche,
Und färbte seine Hand mit Bruderblut.

Ich bin es, der ich nur an Zorn und Haß
Mich weid in meinem Kerker, und so oft aus ihm
Ich mich erhebe, ha! mit Menschenblut
Die Welt, so weit die Sonne strahlt, erfüll'!

Ich bin es, der vom Himmel zum Geschenk
Erhielt den Pfeil, der durch des Thronensitzers Herz
Und durch des Bettlers fährt mit gleicher Macht,
Gleich schnell zu Boden beide niederstürzt.

Ich bin — der Tod! — Hast aber du dein Herz
Bewahrt vor Laster, es der Tugend stets geweiht:
So bin ich dir nicht Tod; bin ich dein Freund,
Der in das Vaterland den Weg dir zeigt.

Filippo Alberti.

Er war aus Perugia gebürtig, Mitglied der Insensati in seinem Vaterlande, und starb 1612. Verschiedene seiner Gedichte sind den Gedichten des Caporali beygedruckt, die in Meiland bey Tini 1585, zu Venedig bey Angelieri 1589, und eben daselbst bey Bonibelli 1595 herauskamen. Zusammen erschienen sie in Venedig 1602, wo sie auch von Cioti 1603 wieder nachgedruckt wurden.

Wie durchnetzet von Gewitterregen
Froh ein zärtlich Täubchen fliegt der Sonn entgegen,
Die nun wieder aus den Wolken blickt,
Wie sichs dreht und flieget auf und nieder,
Und sein glänzendes Gefieder
Sonnt und mit dem Schnabel streicht und schmückt:
So, gebadet von dem Regen
Meiner Thränen, flieget Amor froh entgegen

Deiner Augen Sonnen, scherzt in ihrem Strahl,
Und vergißt, von ihm aufs neu belebet,
Aller Angst, vor der er stets gebebet,
Aller Sorgen, aller Quaal.

* *

Rudolfo Campeggi.

Ein Sohn des Grafen Baldassarre von Dozzo aus Bologna gebürtig. Er hat sich mitten unter den ernstlichern Beschäftigungen der Philosophie und Rechtsgelehrsamkeit, in verschiedenen Arten der Dichtkunst vielen Ruhm erworben. Man hat von ihm ein heroisches Gedicht Lacrime di Maria Vergine, ein Schäferspiel Filarmindo, ein Trauerspiel Tankred, und eine Menge lyrischer Gedichte, die zwar nicht den edlen Ernst des Petrarca erreichen, aber doch auch von dem üppigen und spielenden Witze des Marino frey sind. Er starb 1624 zu Bologna im 59sten Jahre seines Alters.

Sieh! schon kleidet in Purpur
Sich der östliche Himmel!
Aus dem Schoosse der Thetis
　　Siehe, hebt sich Aurora schon!
Bäum und Sträuchen umsäuseln
Kühle schmeichelnde Lüftchen,
Und entschütteln den Blättern
　　Und den Blüthen den Morgenthau!
Immer weiter verbreiten
Sich des himmlischen Lichtes
Allbelebende Strahlen
　　Und vergülden der Berge Haupt.

Alles lachet und fühlet
Neues Leben. Entzücket
Singt der schüchterne Vogel
Süsse Hymnen dem jungen Tag!
Mir nur scheinet der Himmel
Noch nicht heiter. Erwache
Fillis! daß sich der Himmel
Mir auch heiter', und Tag es sey?

Luigi da Porto.

Luigi da Porto war aus dem sehr alten adelichen Geschlechte der Porto's zu Vicenza gebohren. Er war Capitain der leichten Reuterey in Venezianischem Dienste, und gab viele Proben von seiner Tapferkeit. Eine Verwundung machte ihn zum Kriege untüchtig; er verließ also denselben, und begab sich in sein Vaterland, wo er im Jahr 1529 im vier und vierzigsten Jahre seines Alters starb. Er war ein Freund des berühmten Pietro Bembo, der Veronica Gambara, der Emilia Pia da Montefeltro, und vieler andern vornehmen Herren, als z. E. der Gonzaga, der Herzoge von Urbino und anderer mehr. Man hält ihn für einen eben so angenehmen und zierlichen Prosaisten, als lebhaften und edlen Dichter. Die Novelle Giulietta ist die einzige, die er geschrieben. Sie hat von jeher vielen Beyfall, unter anter andern auch das Lob des grossen Bembo erhalten. Die älteste Ausgabe davon ist 1535 bey Bindoni zu Venedig herausgekommen, und die neueste ebenfalls zu Venedig

nedig 1731 in 4to mit den Versen des Porto. Unter den Deutschen ist meines Wissens Christian Minsicht der erste, der diese Geschichte nacherzählt. Sie stehet in seinem Schauplatz merkwürdiger Geschichte, der 1663 zu Nürnberg herausgekommen. Er führt zu seinem Gewährsmann den Louis Guyon au 4 livre de ses diverses leçons an, der es ohne Zweifel auch nur wieder einer französischen Uebersetzung nacherzählt.

Romeo und Giulietta.

Zur Zeit, da Bartolommeo dalla Scala Verona beherrschte, blühten daselbst zwey vornehme Familien, deren eine sich Cappelletti, die andere Montecchi nannte. Beide waren gleich sehr mit allen Gütern des Himmels, der Natur und des Glückes gesegnet, aber zwischen beiden herrschte schon seit langer Zeit eine tödtliche Feindschaft, die schon vielen Menschen von der einen Familie so wohl als der andern das Leben gekostet. Indessen war es nun theils durch die Drohungen des Fürsten, der eine solche Feindschaft mit dem äussersten Misvergnügen sah, theils weil sie ihrer selbst endlich müde waren, so weit gekommen, daß sie abliessen einander zu verfolgen, und schon anfiengen wieder mit einander zu reden. Indem sie nun insoweit ausgesöhnet waren, trug es sich zu, daß einst zur Zeit des Carnevals in dem Hause des Messere Antonio Cappelletti, der das Haupt dieser Familie war, viele Festins so wohl bey Tag als bey Nacht gehalten wurden, bey denen sich fast die ganze Stadt einfand. Unter andern kam auch eine Nacht ein Jüngling aus

dem Hause der Montecchi hieher, der in ein gewisses Frauenzimmer verliebt war, und ihr, weil er vermuthete sie hier zu finden, hieher nachgefolget war. Er war als eine Nymphe verkleidet, und als er, wie die andern alle thaten, die Maske abnahm, war kein Auge, das nicht auf ihn sich heftete, so wohl wegen seiner Schönheit, die die Schönheit eines jeden Frauenzimmers übertraf, als aus Verwunderung, wie er in dieses Haus, besonders bey Nacht gekommen wäre. Vor allen andern aber hatte sein Anblick auf die einzige Tochter des Antonio, ein junges Frauenzimmer von ausserordentlicher Schönheit und Lebhaftigkeit, den stärksten Eindruck gemacht. Kaum hatte sie ihn gesehen, als sie schon die ganze Gewalt der Liebe fühlte, und ihr selbst entrissen zu seyn schien. Der Jüngling stand ganz furchtsam, von der übrigen Gesellschaft abgesondert, und ließ sich nur selten in Tanz oder Gespräche mit den übrigen ein, welches der Tochter des Antonio vielen Schmerz verursachte. Indessen war Mitternacht vorbey, und es sollte nun der Fackeltanz getanzt werden, mit dem gewöhnlicher Weise die Festins beschlossen wurden. Man stellte sich bey diesem Tanze in einem Kreise, und jede Person tanzte wechselsweise mit der andern, so wie es jedem beliebte. Von ungefehr traf es sich bey dieser Gelegenheit, daß der Jüngling bey der Tochter des Cappelletti zu stehen kam. Ihr auf der andern Seite stand ein edler Jüngling, Marcuccio Guercio, der von Natur im heissesten Sommer, so wie im kältesten Winter, immer eiskalte Hände hatte. Als Romeo Montecchi (so hieß der Jüngling,) ihr sich näherte, und ihre schöne Hand ergrif: Willkommen,

men, sagte sie da, willkommen, Messer Romeo! Willkommen? sagte der Jüngling ganz erstaunt. Ja wahrhaftig von ganzem Herzen, sagte sie, Sie werden doch einmal diese müde Hand wieder erwärmen, die mir in der Hand des Marcuccio schon bald zu Eis gefroren wäre. Der Jüngling wurde hiedurch beherzter; wenn ich, sagte er, ihre Hand erwärme, so entflammen sie mit ihren schönen Augen mein Herz. Lächelnd erwiederte das Mädchen, indem sie sich ein wenig entfernte, um von niemand bemerkt zu werden; Ja, ich schwöre es ihnen, Romeo, kein Mädchen hat noch nie meinen Augen so schön geschienen, wie Sie. Ganz schon von Liebe hingerissen, antwortete Romeo: So wie ich auch seyn mag, bin ich, wenn es dir nicht mißfällt, ewig der treueste Verehrer deiner Schönheit. Die Lustbarkeiten waren nun geendigt; Romeo gieng nach Hause, und da er selbst die Grausamkeit seiner ersten Geliebten überdachte, die alle seine Liebe stets unvergolten ließ, entschloß er sich, seiner schönen Feindinn künftig sein ganzes Herz zu weihn. Das Mädchen auf der andern Seite dachte an nichts, als an ihn. Nur diejenige ist glücklich, dachte sie unter vielen Seufzern, der es ihn zum Gatten zu wählen vergönnt ist. Aber ich Thörinn! in welches Labyrinth laß ich mich hinreissen! Wer kann mich daraus erretten? Kann Montecchi mich lieben? Ist er nicht der Feind meines Hauses? Wird er etwas anders suchen, als mich zu täuschen und zu beschämen? Und gesetzt auch, seine Absichten wären redlich, wird auch mein Vater je mich ihm zur Gattin bewilligen? — Und doch — wer weiß? Vielleicht könnte durch eine solche Verbindung

die Aussöhnung zwischen beiden Familien vollends befestigt werden, die es schon müde sind sich zu verfolgen. Und ich könnte ihn noch besitzen, so wie ich wünsche. — Von dieser Hofnung geschmeichelt, fieng sie an, sich ihm immer gefälliger zu bezeigen. Beide Liebende waren nun schon von gleicher Flamme entzündet; beiden hatte nun schon jedem des andern schönen Namen und Bild tief in das Herz die Liebe gegraben, und beide kannten nun schon kein anderes und kein grösseres Glück als sich zu sehen, und einander ihre Empfindungen wenigstens durch Blicke, in der Kirche, am Fenster, wo es nur geschehen konnte, und so oft es nur möglich war, mitzutheilen. Besonders war Romeo so gänzlich von den Reitzen seiner Geliebten besiegt, daß er fast die ganze Nacht mit größter Lebensgefahr ganz allein vor ihrem Hause zubrachte, und bald unter ihr Fenster, ohne daß sie oder sonst jemand es wußte, sich hinsetzte, bald auf die Strasse sich hinlegte, und sich glücklich schätzte, wenn er nur einige Töne ihrer süssen Stimme von ferne hören, oder nur den Ort anstaunen konnte, wo sie sich aufhielt. Einst, als der Mond heller, als gewöhnlich schien, und Romeo, wie er immer pflegte, sich gleichfals hier befand, öfnete seine Geliebte auf einmal das Fenster, sie mochte es nun von ohngefehr gethan, oder ihn schon in den vorigen Nächten bemerkt haben. Romeo, der glaubte, daß es jemand anders wäre, wollte sich schnell in den Schatten einer Mauer verbergen. Allein, sie erkannte ihn, rief ihn mit Namen, und sagte: Was machst du hier so allein um diese Stunde? — Was die Liebe will. — Und wenn man dich hier fände? Könntest du nicht leicht hier

ster-

sterben? — Das könnt ich, meine Gebieterinn, und werde es auch noch gewiß eine Nacht, wenn du mir nicht beystehst. Aber kann ichs nicht an jedem andern Orte eben so leicht? Nur hier allein komm ich derjenigen nahe, mit der ich allein zu leben wünschte, wenn es dem Himmel und ihr gefiel. — O an mir sollte das nicht liegen, liegt es nicht ganz allein an dir und an der Feindschaft zwischen unsern Familien? — Glaube, man kann nichts heisser wünschen, als was ich unabläßig wünsche; wenn es dir also gefällt, so die Meinige zu seyn, wie ich der Deinige zu seyn wünsche, so soll nichts in der Welt dich mir rauben. — So besprachen sich beide Liebende mit einander, und nachdem sie mit einander verabredet hatten, wie sie ein andersmal sich ruhiger sprechen wollten, gieng jedes an seinen Ort. Der Jüngling fuhr fort, sie zu wiederholten malen zu besuchen. Eines Abends, da eben sehr viel Schnee gefallen war, fand er sie an der gewünschten Stelle, und sagte zu ihr: Warum lässest du so lange mich vergebens schmachten? Kannst du es ohne Mitleiden sehen, daß ich alle Nächte in diesem Wetter so hier auf freyer Strasse stehe, und deiner harre? — Gewiß dauerst du mich, armer Jüngling, sagte das Mädchen, aber was willst du, daß ich thun soll? Dich bitten, daß du fort gehst? Das ist alles, was ich kann. — In dein Zimmer mich einlassen könntest du, anwortete der Jüngling, und da könnten wir uns dann mit mehr Bequemlichkeit unterreden. Aufgebracht über diese Zumuthung erwiederte das Mädchen: Ich liebe dich, Romeo, so sehr als Ehre und Gewissen erlaubt, und schon habe ich vielleicht mehr ge-

 than,

than, als sie erlauben: aber wenn du glaubst, mehr von mir zu erhalten, so betrügst du dich. Mit einem Worte, um dich nicht länger den Gefahren auszusetzen, die ich stets über deinem Haupte schweben sehe, ich bin deine Gattin, sobald du willst, und bereit, dir an jeden Ort, wohin es dir gefallen wird, ohne alle fernere Bedenklichkeit zu folgen. Dieß ist alles, was ich wünsche, sagte der Jüngling, laß uns also nicht verziehen, dieses Band zu knüpfen, das uns auf immer vereinigt. Es sey, antwortete das Mädchen, aber unter der Bedingung, daß diese Verbindung in Gegenwart des Pater Lorenzo, meines Beichtvaters, feierlich bestättiget werde; dieß mußt du mir versprechen, wenn du willst, daß ich zufrieden seyn soll. O, sagte Romeo, Pater Lorenzo von Reggio ist also derjenige, der um alle Geheimnisse deines Herzens weiß? Ja, sagte sie, und es dient zu meiner Beruhigung, nichts vor ihm zu verbergen. Und so, nachdem sie ferner die gehörige Veranstaltung für das Künftige mit einander verabredet hatten, schieden sie von einander.

Dieser Pater Lorenzo war ein Minorite, der in der Philosophie und Naturkunde sehr erfahren, und ein sehr vertrauter Freund des Romeo war. Zu ihm also begab sich Romeo, entdeckte ihm ohne Zurückhaltung seine Absichten, und bat ihn, daß er ihm zur Ausführung derselben behülflich seyn möchte, worein auch der Pater willigte. Die Zeit der Fasten kam nun herbey. Unter dem Vorwande zu beichten begab sich das verliebte Mädchen in das Kloster des Pater Lorenzo, gieng in seinen Beichtstuhl, und ließ ihn rufen. Sobald Lo-

renzo hörte, daß sie da wäre, kam er sogleich mit Romeo in den Beichtstuhl, schloß die Thüre zu, und sagte: Ich sehe dich immer gerne, meine Tochter, aber dieß mal lieber, als jemals, wenn es wahr ist, daß du meinen lieben Messere Romeo zum Gemahl verlangst. Ich wünsche nichts so sehr, antwortete sie, und in dieser Absicht bin ich gekommen, daß Gott und Ihr Zeuge unserer Verbindung seyn möchtet. Romeo empfieng sie darauf von der Hand des Paters als seine Gemahlinn; und so verliessen sie beide, nachdem sie sich ein einzigsmal geküßt, und sich auf die folgende Nacht bestellt hatten, das Kloster. Sie waren also nun Mann und Weib, und genossen lange unentdeckt das Glück ihrer Zärtlichkeit, indem sie die Zeit abwarteten, ein Mittel auszufinden, wodurch sie die Einwilligung ihrer Familien erhalten könnten. Unterdessen wurde unglücklicher Weise, ich weiß nicht durch welchen Zufall, die fast schon erstorbene Uneinigkeit zwischen beiden Familien aufs neue und mehr als jemals rege. Viele Tage lang gieng alles untereinander. Die Montecchi wollten weder den Cappelletti, noch diese jenen weichen. Sie fielen sich beide einst auf öffentlicher Strasse einander an. Romeo war mit unter dem Handgemenge. Zwar hütete er sich, in Rücksicht auf seine Geliebte, einen von ihrer Familie zu verwunden: allein da endlich viele von seiner Parthey verwundet und fast alle von der Strasse verjagt waren, so ward er endlich vom Zorne hingerissen, fiel über den Tebaldo Cappelletti, der der trotzigste seiner Feinde schien, her, und warf ihn mit einem einzigen Stosse auf einmal zu Boden. Da dieß im Angesichte aller geschehen, so konnte die That nicht

nicht verborgen bleiben. Romeo wurde bey dem Fürsten angeklagt. Die ganze Familie der Cappelletti schrie über ihn, und foderte Rache, und so wurde er auf ewig aus Verona verbannt. In welchen Zustand die Nachricht dieser traurigen Geschichte die unglückliche Gemahlinn des Romeo versetzen mußte, läßt sich besser empfinden, als beschreiben. Sie war ganz untröstbar, und ihr Schmerz war um so viel grösser, da sie niemand hatte, gegen den sie ihr Herz ausschütten konnte. Der Schmerz des Romeo war nicht geringer; indeß war er fest entschlossen, sein Vaterland nicht zu verlassen, es möchte auch kosten, was es wollte, ohne von seiner Geliebten Abschied zu nehmen. Er nahm, da er es nicht wagen durfte, zu ihrem Hause zu kommen, seine Zuflucht zu dem Pater, zu dem er sie durch einen Bedienten ihres Vaters, den er sich durch viele Belohnungen gewonnen hatte, bestellen ließ. Sie kam. Beide konnten lange vor Schmerz und Thränen kein Wort hervorbringen. Endlich hub sie an: Ohne dich? was soll aus mir werden? Ohne dich kann ich, will ich nicht leben. Wär es nicht besser, daß ich dich begleitete, wohin du auch gehst? Ja das will ich, das muß ich. Ich will mir diese Haare abkürzen, und als dein Knecht dir überall folgen; keiner soll dich treuer und besser bedienen als ich. Das wolle Gott nicht, du Leben meiner Seele, das wolle Gott nicht, antwortete Romeo, daß du meinetwegen dich solchen Gefahren aussetzen und je mich anderst, als meine Gebieterinn, begleiten solltest. Beruhige dich. Die Sachen können nicht lange in diesem Zustande bleiben. Die Aussöhnung zwischen unsern Familien

LB Coburg

lien muß bald erfolgen, und alsdann kann es mir auch nicht schwer werden, Begnadigung vom Fürsten zu erhalten. Nur kurze Zeit ertrage meine Abwesenheit, meine Seele bleibt indessen unzertrennlich bey dir. Und gesetzt auch, daß es nicht so gienge wie ich hoffe, so werden sich leicht andere Mittel ausfindig machen lassen, uns wieder zu vereinigen. Nachdem er sie nun auf diese Art getröstet hatte, trennten sie sich endlich unter den schmerzlichsten Thränen, und unter tausendmal wiederholten Umarmungen. Romeo gieng nach Mantua, nachdem er vorher dem Bedienten seiner Geliebten unter den größten Versprechungen den Auftrag gethan hatte, ihm von allem, was sie angieng, durch Pater Lorenzo die genaueste Nachricht, so oft als nur immer möglich wäre, geben zu lassen. Giulietta (denn dieß war der Name von Romeos Gemahlinn) brachte indessen ihre Tage unter lauter Thränen des bittersten Schmerzens hin. Ihre Mutter, die sie zärtlich liebte, und schon lange sich vergebens bemüht hatte, die Ursache ihres Grames zu erforschen, kam endlich auf den Gedanken, sie möchte vielleicht wünschen, sich zu verheurathen, und aus Schaam oder Furcht sich scheuen, es zu gestehen, und dieß möchte der Grund ihrer Thränen seyn. Sie theilte ihren Gedanken ihrem Gemahle mit. Messere Antonio billigte ihre Meinung, lobte die Schaamhaftigkeit seiner Tochter sehr, und in wenig Tagen suchte er einen der Grafen von Lodrone zum Gemahl für sie aus. Die Sache war nun schon beinahe zur Thätigkeit gebracht, als die Mutter, die ihrer Tochter eine grosse Freude zu machen glaubte, sie eines Tags plötzlich überfiel, und ihr sagte: Nun

freue

freue dich einmal, meine Tochter! In wenig Tagen wirst du mit einem der würdigsten Edelleute vermählet seyn. Siehst du, ich habe die Ursache deiner Thränen doch errathen, ob du sie mir gleich nicht gestehen wolltest, und ich habe das mit deinem Vater nun so gemacht, daß du zufrieden seyn wirst. Die unglückliche Giulietta war bey dieser Nachricht wie vom Donnner gerührt, und konnte mit nichts als mit Thränen antworten. Und bist du dann nicht damit zufrieden, was wir für dich gethan haben? fuhr ihre Mutter fort. Nein, hub sie endlich an, nimmer, nimmer, ich kann es nicht seyn. Und was verlangst du denn? Sag es mir nur, du sollst mich in allem bereitwillig finden, deine Wünsche zu erfüllen. — Den Tod, sonst nichts, antwortete die Unglückliche. — Die Mutter merkte nun wohl, daß eine andere Liebe sich bereits des Herzens ihrer Tochter bemeistert haben müsse, und gieng, ohne ihr weiter zuzusetzen, von ihr hinweg. Den Abend erzählte sie ihrem Gemahle, was vorgefallen wäre, und beide waren einig, daß man, ehe man weiter gienge, wo möglich, auf den Grund der Sache zu kommen suchen müßte. Antonio ließ sie den andern Tag vor sich kommen; aber weder sein Zureden, noch seine heftigen Bedrohungen konnten das Geringste bey ihr ausrichten. Sie blieb bey ihrem Entschluß, den Grafen Lodrone nicht zu nehmen, und alle Fragen und Bedrohungen, die er ihr that, beantwortete sie mit nichts, als Thränen. Er verließ sie also endlich unverrichteter Dinge mit dem heftigsten Zorne. Kaum hatte sie ihr Vater verlassen, als sie ihrem Bedienten, der um ihr Geheimniß wußte, von dem allen Nachricht gab, was

zwi-

zwischen ihr und ihren Eltern vorgefallen war, und in seiner Gegenwart schwur, daß sie lieber Gift trinken, als je einen andern als Romeo zum Gemahl nehmen würde, wenn sie auch nicht schon unzertrennlich mit ihm verbunden wäre. Pietro (so hieß der Bediente) hinterbrachte dieß sogleich dem Pater Lorenzo, der es dem Romeo meldete. Es stand nicht lange an, daß sie von ihm einen Brief erhielt, worinnen er sie zu fernerer Standhaftigkeit vermahnte, und sie zugleich bat, das Geheimniß ihrer Liebe nur noch kurze Zeit zu verschweigen, denn längstens in acht oder zehn Tagen hofte er Mittel zu finden, sie aus dem Hause ihres Vaters zu bringen. Unterdessen beschlossen die Eltern der Giulietta, da sie weder durch ihre Schmeicheleien, noch durch ihre Drohungen den Grund erforschen konten, warum sie nicht in die Vermählung mit dem Grafen Lodrone willigen wollte, die Hochzeit so sehr als möglich zu beschleunigen. Dieß brachte das unglückliche Mädchen auf das äusserste, und der Tod war nun ihr einziger Wunsch und ihre einzige Hofnung. Nur dem Pater Lorenzo wünschte sie wenigstens noch ihr Elend selbst entdecken zu können. Sie erhielt die Einwilligung ihrer Mutter, sich zu ihm zu begeben, indem sie bey ihr vorgab, der Grund ihrer Thränen wäre eine gewisse Melancholie, die sie sich selbst nicht erklären könnte, sie hätte durch die lezte Beichte eine grosse Lindrung gefühlt, und vielleicht würde sie ganz heil werden, wenn sie sich dieser Seelenarzney aufs neue bedienen dürfte. Sie gieng also unter diesem Vorwand zum Pater Lorenzo, und beschwur ihn bey seiner Freundschaft mit Romeo, ihr in ihrer äussersten Noth

bey=

beyzustehen. Aber, sagte der Pater, was kann ich in diesem Falle für dich thun, meine liebe Tochter? Du weißt den Haß — Ich weiß, daß du mir auf tausenderley Weise helfen kannst, fiel ihm Giulietta in die Rede, wenn du willst: aber wenn du mir keine andere Wohlthat erzeigen willst, so erzeige mir wenigstens diese: Gieb mir so viel Gift, als hinlänglich ist, mich von meiner Pein, und meinen Romeo von der Schande, mich in den Armen eines andern zu sehen, zu befreyen: wo nicht, so wird dieser Dolch, mit meinem grösseren Schmerzen, mein Elend endigen müssen. Als der Pater den Muth und die Entschlossenheit der armen Verzweifelnden sah, fieng er nach einigem Nachdenken an: Siehe, Giulietta, so nachtheilig es mir auch seyn könnte, mich ferner in diese Sache zu mischen, so will ich doch, aus Liebe zu Romeo und dir, mich entschliessen, etwas zu thun, das ich sonst für keinen Menschen in der Welt thun würde; nur mußt du mir das heiligste Stillschweigen angeloben. Ja, ja, das will ich, sagte sie, gieb mir nur diesen Gift, und sey versichert, daß nie jemand das geringste davon erfahren soll. Nein, keinen Gift, meine Tochter, erwiederte er ihr, keinen Gift: aber wenn du dir getrautest, etwas zu thun, was ich dir sagen will, so wollt ichs wohl auf mich nehmen, dich sicher zu deinem Romeo zu bringen. Das Begräbniß deiner Cappelletti, ist, wie du weißt, auf unserm Kirchhofe vor dieser Kirche. Ich will dir ein Pulver geben, das, wenn du es zu dir nimmst, dich ungefehr acht und vierzig Stunden lang dergestalt wird schlafen machen, daß dich jedermann, wenn es auch der erfahrenste Arzt wäre, für todt halten muß. Man

wird

wird dich ohne Zweifel in dieses Begräbniß beysetzen, als wenn du wirklich gestorben wärest, und ich werde dich alsdann schon zu rechter Zeit heraus und zu deinem Romeo zu bringen wissen. Aber sage mir, wirst du dich nicht vor dem Leichname des Tebaldo, deines Vettern, fürchten, der vor kurzem daselbst begraben worden? Vor nichts in der Welt, antwortete sie ganz freudig; ich wollte durch die Hölle selbst ohne Furcht rennen, wenn ich nur hoffen könnte, meinen Romeo wieder zu finden. Nun gut, sagte der Pater, wenn dus also auf diese Weise zufrieden bist, so will ich dir helfen. Aber vor allen Dingen wirst du wohl dem Romeo mit eigner Hand die ganze Sache berichten müssen, damit er nicht, wenn er dich todt glaubt, sich durch die Liebe für dich, denn ich weiß, wie heftig diese ist, etwa zur Verzweiflung verleiten lasse. Den Brief kannst du mir dann nur zustellen, und ich werde schon Sorge tragen, daß er ihm durch einen getreuen Boten überliefert werde. So sagte Pater Lorenzo, gieng fort, und kam bald mit dem Pulver wieder. Giulietta nahm es und kam ganz frölich zu ihrer Mutter zurücke, der sie versicherte, daß sie Pater Lorenzo so gut getröstet habe, daß sie alle Traurigkeit gänzlich vergessen. Sie bezeigte sich auch so aufgeräumt, daß ihre Eltern allen Verdacht, daß sie verliebt wäre, völlig aufgaben, und es gerne nun so hätten dabey bewenden lassen, ohne ihr weiter mit der Heurath zuzusetzen. Allein sie waren einmal zu weit gegangen, als daß sie ohne verdrüßliche Folgen wieder hätten zurückekehren können. Als daher der Graf von Lodrone verlangte, seine Braut zu sehen, so wurde sie von zweien

ihrer Anverwandtinnen auf ein Landgut ihres Vaters, das nahe bey der Stadt war, begleitet, welches sie sich auch ohne Widerrede gefallen ließ. Da sie aber nicht anders glaubte, als daß sie ihr Vater so unversehens weggeschickt hätte, um sie plötzlich zu vermählen, so hatte sie das Pulver, das ihr der Pater gegeben hatte, mitgenommen. Als sie daselbst angekommen war, rief sie Nachts um vier Uhr einer Magd, die sie mitgenommen hatte, und foderte ein Glas Wasser, und so bald es ihr gebracht wurde, that sie das Pulver hinein, und trank es aus. Darauf ließ sie die Magd fortgehen, löschte das Licht aus, kleidete sich völlig an, legte sich so aufs Bette und erwartete die Wirkung des Tranks, die sich auch nach zwoen Stunden vollkommen zeigte. Als der Morgen kam, fand man sie in dieser Lage auf dem Bette. Die Magd wollte sie wecken, allein ihre Mühe war vergebens. Sie fand sie schon ganz kalt, erhub ein entsetzliches Geschrey. Dieß brachte die Eltern herbey; die thaten untröstbar. Man schickte nach dem Arzt, alles umsonst; Giulietta blieb todt. Man brachte sie nach Verona, und setzte sie unter den schmerzlichsten Thränen in dem Kirchhofe des heiligen Franciskus bey. Pater Lorenzo hatte indeß den Brief der Giulietta an Romeo einem Frater gegeben, der nach Mantua gieng. Zum Unglück fand er den Romeo nicht zu Hause, ob er gleich zwey bis dreymal bey ihm gewesen war; und weil er den Brief keinem andern anvertrauen wollte, so hatte er ihn noch bey sich, als Romeo schon die schreckliche Nachricht von dem vermeinten Tod seiner Geliebten durch den Pie-

tro

tro erfahren hatte. Romeo ward durch diese Nachricht, wie man leicht denken kann, in die äusserste Verzweiflung gesetzt. Schon hatte er den Degen gezogen, sich das Leben zu nehmen; allein er wurde mit Gewalt zurückgehalten. O, rief er, lange kann doch nun mein Leben nicht mehr da dauern, da die nun nicht mehr ist, um deren willen ich allein zu leben wünschte. Darauf gab er dem Pietro ein Trauerkleid, und sagte zu ihm: Gehe, mein Pietro, gehe, sey um mich ohne Sorgen. Sobald er allein war, dachte er nur auf die Art, wie er eines Lebens los werden wollte, das ihm zur Last war; denn ohne Giulietta nicht zu leben, das war er schon entschlossen. Er verfiel darauf, sich in einen Landmann zu verkleiden, nach Verona zu gehen, sich in das Grab seiner Geliebten zu verschliessen, und daselbst an ihrer Seite zu sterben; in welcher Absicht er sich auch schon mit Gifte versehen hatte. Er kam den Abend des folgenden Tags, an dem Giulietta war begraben worden, ohne von einem Menschen erkannt zu werden, bey Verona an, gieng in die Stadt, und erwartete die Nacht; und sobald diese angebrochen und alles stille geworden war, gieng er in das Begräbniß seiner Geliebten, verschloß sich darinnen, und riß den Deckel von ihrem Sarg ab. Er hatte eine Laterne bey sich gesteckt, die zog er nun hervor. Da sah er nun seine Giulietta unter Leichnamen und Todtenknochen liegen. Nachdem er lange die bittersten Klagen der Verzweiflung ausgestossen, sie unzähligemal geküßt, und mit seinen Thränen gebadet hatte; zog er endlich das Giftfläschchen, das er bey sich hatte, hervor, und leerte

es aus. Darauf stürzte er sich aufs neue über seine Geliebte her, und indem er sie fest in seinen Armen umschlossen hielt, sagte er: O du letzter Innbegrif aller meiner Wünsche, laß dir, wenn du meinen schmerzlichen Tod siehest, laß dir das Opfer nicht mißfallen, das ich dir bringe. Siehe! hier bin ich, mit dir zu sterben, da ich mit dir nicht leben konnte. Und so erwartete er, indem er sie stets fest umarmt hielt, seinen Tod. Nun war schon die Stunde gekommen, in der die natürliche Lebenshitze des Mädchens die mächtige Wirkung des Pulvers besiegen, und sie wieder erwachen sollte. Sie erwachte nun auch wirklich in den Armen ihres Geliebten. Wo bin ich, hub sie nach einem tiefen Seufzer an; wer umarmt mich? Ich Elende, wer küßt mich? — Wer kann Romeos Erstaunen und Entsetzen beschreiben, als er dieß hörte! — Kennst du mich nicht? sagte er endlich; dein Gatte! dein Romeo! bey dir zu sterben, kam ich hieher. Giulietta war ausser sich, stieß ihn erst zurücke, sah ihm darauf ins Gesicht, erkannte ihn, umarmte ihn, gab ihm tausend Küsse. Nachdem sie sich von ihrer Verwirrung ein wenig erholt hatte, sagte sie: Und wie konntest dus wagen, mit so vieler Gefahr hieher zu kommen? Hast du aus meinem Briefe nicht gesehen, was Pater Lorenzo versprach? — Deinem Briefe? Ich Elendester unter allen, die je geliebt! Ich habe keinen Brief von dir gesehen. Hier erzählte er ihr nun, was ihm Pietro von ihr hinterbracht, wie er sie für todt gehalten, und wie er, um ihr im Tode Gesellschaft zu leisten, Gift genommen. Schon fühlt er ihn in allen seinen Gliedern wirken. Das unglück-

glückliche Mädchen, als sie dieses hörte, war von dem wüthendsten Schmerze nun so gänzlich besiegt, daß sie nichts zu thun wußte, als ihre Haare in stummer Verzweiflung auszureissen und ihre unschuldige Brust zu zerschlagen. Romeo war schon zu Boden gesunken, sie über ihn hin, und küßte ihn unendlichemal und badete ihn mit ihren Thränen. Blaß wie der Tod, und am ganzen Leibe zitternd hub sie endlich an: In meiner Gegenwart und um meinetwillen solltest du also sterben? Ich Elende! Ich Elende! Und ich muß — obgleich nur kurze Zeit — noch nach dir leben? — O könnt ich dir doch mindstens mein Leben geben, und alleine sterben. Wenn dir, antwortete der sterbende Jüngling mit schwacher Stimme, wenn dir meine Treue und meine Liebe je theuer war, so beschwör ich dich, lebe! — lebe! — Wenigstens, um dich dessen zu erinnern, der aus Liebe für dich starb. Unmöglich! erwiederte sie, unmöglich! Ich bin die Ursache deines Todes, ich begleite dich — kaum hatte sie dieß gesagt, als sie sinnenlos hinsank, und als sie wieder einigermassen zu sich selbst gekommen war, sammelte sie nun den letzten Hauch von den schönen Lippen ihres theuern Geliebten, der sich seinem letzten Augenblicke immer mehr näherte. Indem kam Pater Lorenzo, ungefehr eine Stunde vor Tags, mit einem getreuen Gefährten an das Grab. Als er sich demselben näherte und das Weinen und Wehklagen darinnen vernahm, und durch eine Oefnung desselben Licht darinnen erblickte, verwunderte er sich nicht wenig: doch dachte er, Giulietta würde auf irgend eine Weise das Licht mit sich dahin genommen haben, und

nun, da sie erwacht, aus Furcht vor einem Todten, oder vielleicht aus Angst, hier auf immer eingeschlossen bleiben zu müssen, so wehklagen und weinen. Schnell öfnete er mit Hülfe seines Gefährten das Grab, und da sah er denn Giulietta in dem äussersten Schmerze mit ausgerauften Haaren und dem gräßlichsten Ansehn. Sie hatte sich etwas aufgerichtet, und hielt ihren nun schon fast völlig todten Geliebten auf dem Schoos. Und konntest du denn fürchten, meine Tochter, sagte der Pater, daß ich dich hier sterben lassen würde? — Fort! rief sie, um Gottes willen, fort! Verschließ das Grab, und laß mich hier sterben! Oder einen Dolch, gieb mir einen Dolch, mein Elend schneller zu enden! O du hast Wort gehalten! Romeo den Brief geschickt! Bin mit ihm vermählt! Da ist er, siehst du ihn! Todt! Todt! — Pater Lorenzo blieb wie angedonnert stehen, als er dieses hörte und sah. O Romeo! rief er endlich aus, welch ein Unglück raubt dich mir? Kehre doch deine Augen auf mich! O Romeo, siehe deine geliebte Giulietta! siehe! sie bittet dich, sie anzusehen! Warum antwortest du ihr nicht? Bey dem theuren Namen seiner Geliebten, erhub Romeo seine von der Schwere des nahen Todes schon belasteten Augen ein wenig, richtete sie auf seine Geliebte, und schloß sie auf immer. Nachdem der unglückliche Liebende auf diese Weise gestorben war, sagte der Pater nach vielen Thränen, indem nun schon der Tag anbrach: Und du, Giulietta, was wirst du nun machen? — Hier sterben, was sonst? rief sie hastig. — Sage das nicht, meine Tochter! komme, komme mit mir! Es wird sich noch ein Mittel

finden,

finden, dich zu retten, und wenn sonst keines, so werd ich dich in irgend ein heiliges Kloster bringen, und werde nie ablassen, für dich, und für die Seele deines theuern Todten zu beten. — „Alles, was ich von „dir verlange, ist, daß du nie unsern Tod entdeckst; „und sollte er durch irgend einen Zufall entdeckt „werden, so beschwör ich dich, bey der Liebe, mit „der dich dieser liebte (indem sie auf Romeo zeigte) „unsere Eltern zu bitten, daß sie die Unglücklichen „wenigstens im Tode ungetrennt lassen wollen, die „sie in ihrem Leben trennten.„ — Als sie dieses gesagt hatte, kehrte sie sich wieder zu dem Leichnam ihres Romeo, hielt den Athem zurücke, und nachdem sie ihn eine geraume Zeit an sich gehalten hatte, fiel sie auf einmal mit einem lauten Schrey todt über ihren todten Geliebten hin. Pater Lorenzo, als er nun auch sie todt sahe, stand nun vor Schmerzen und Entsetzen ganz versteinert da, und wußte nun sich selbst nicht zu rathen und zu helfen. Unterdessen waren die Gerichtsdiener, die einem Dieb nachsetzten, von ungefehr bey diesem Orte vorbeygekommen, und da sie das Licht der Laterne erblickten, und das Weinen und Klagen hörten, liefen sie sogleich auf das Begräbniß zu, und wollten die beiden Mönche, die sie da fanden, gefangen nehmen. Pater Lorenzo, als er sie sahe, dachte nun vollends vor Schrecken des Todes zu seyn, doch ermannte er sich in so weit, daß er ihnen zurief: Zurücke! Keiner von euch wag es mir zu nahe zu kommen; ihr habt nichts an mir zu suchen,

suchen, und wenn ihr etwas von mir wissen wollt, so fragt von weiten. Was sie beide hier um diese Zeit zu machen hätten, wollten sie wissen. — Die Mönche löschten das Licht aus, und sagten, daß das sie nichts angienge. Wohl, versetzten die Gerichtsdiener, aber wir werden es unsern Herren hinterbringen müssen. Wie ihr wollt, sagte Lorenzo, verschloß das Begräbniß und gieng mit seinem Gefährten in die Kirche. Nun war schon der volle Tag angebrochen. Einige von den Gerichtsdienern eilten sogleich zu einigen aus der Familie der Cappelletti, und hinterbrachten ihnen, was sie gefunden hätten. Diese, welche wußten, daß Pater Lorenzo ein Freund des Romeo war, begaben sich alsbald vor dem Fürsten, und baten ihn, er möchte von dem Pater mit Gewalt, wenn es nicht anderst gienge, erforschen, was er in ihrem Grabmale zu suchen gehabt hätte. Der Fürst ließ ihn rufen. Lorenzo gab vor, daß er über dem Grabe der Giulietta, als seiner theuren Beichttochter, einige Gebete gebetet habe. Der Fürst hätte sich diesen Vorwand auch vielleicht gefallen lassen; allein einige Mönche, die Lorenzos Feinde waren, als sie gehört hatten, daß er in diesem Begräbniß gefunden worden wäre, liefen sogleich hin, und eröfneten es. Da sie nun den Leichnam des Romeo daselbst fanden, kamen sie sogleich mit grossem Ungestüm vor dem Fürsten, der noch mit Pater Lorenzo redete, und sagten ihm, daß in dem Grabmal der Cappelletti, in welchem man den Pater Lorenzo die vo-

rige Nacht gefunden, Romeo Montecchi todt läge. Dieß schien jedem fast ganz unmöglich, und setzte alle in die äusserste Verwunderung. Pater Lorenzo, da er dieß hörte, und sah, daß er nun das, was er so gerne verborgen hätte, auf keine Weise mehr verbergen konnte, fiel vor dem Fürsten auf die Knie und sagte: Verzeihet mir, gnädiger Herr, wenn ich euch nicht die Wahrheit von dem berichtet, was ihr zu wissen verlangtet. Es ist dieß in keiner bösen Absicht, noch um irgend eines Vortheils willen, sondern bloß deswegen geschehen, weil ich zwey unglücklichen und auf die traurigste Art gestorbenen Verliebten, das Versprechen nicht brechen wollte, das ich ihnen gelobt; und nun erzählte er in Gegenwart einer Menge Zuhörer die ganze traurige Geschichte. Bartolomeo della Scala wurde dadurch bis zu Thränen gerührt, und wollte selbst diese unglücklichen Opfer der Liebe sehen. Er begab sich also unter einer grossen Menge von Volks, das ihm nachfolgte, zu dem Grabmal, und ließ die beiden Liebenden in die Kirche des heiligen Franciscus bringen, und daselbst öffentlich aussetzen. Indessen kamen die beiden Väter der Verstorbenen in besagte Kirche, weinten über die Leichen ihrer Kinder, und so sehr sich beide auch bisher gehaßt, wurden sie vom Schmerz über diesen traurigen Anblick beide so sehr erweicht, daß sie sich einander umarmten, und alle Beleidigungen verziehen. Auf diese Art wurde also eine Feindschaft, die seit so langer Zeit zwischen beiden Familien obgewaltet,

und weder durch Bitten der Freunde, noch durch die Drohungen des Prinzen, noch durch den Schaden, den sie beide erlitten, noch durch die Zeit ausgelöscht werden konnte, durch den elenden und erbarmenswürdigen Tod dieser beiden Liebenden geendigt. Sie wurden von dem Fürsten, von ihren Eltern und Verwandten und der ganzen Stadt beweinet, mit grosser Pracht und Feierlichkeit begraben, und über ihren Gebeinen wurde ein vortresliches Denkmaal errichtet, dessen Innschrift die Ursache ihres Todes erzählte. So endigte sich Romeo's und Guilietta's unglückliche Liebe.

Francesca Manzoni.

Mögen sie mir immer doch verwehren,
Daß ich schnell dir folge, wie mein Trieb gebeut,
Trink' aus deinen Lippen Himmelslehren,
Und aus deinen Blicken Seligkeit.

Aber wer wills den Gedanken wehren,
Daß sie dir in Schaaren nicht zu aller Zeit
Aller Orten folgen? — O sie hören
Kein Gesetz, und ihnen ist kein Weg zu weit.

Siehst du sie nicht öfters dich umschweben?
O vor allen, welche dich umgeben,
Drängen sie gewiß sich stets vor deinem Blick!

Heitrer Stirne, auf der Unschuld weissen Schwingen,
Säuseln zärtlich sie um dich, und bringen
Wünsche dir, Geliebter, für dein Glück!

Pompeo Rinaldi.

Seine Gedichte sind in den Sammlungen der Arkadia gedruckt, von der er ein Mitglied unter dem Namen Corallino Aseo war. Er ist zu Rom gebohren und lebte zu Anfang des itzigen Jahrhunderts.

Laß uns, Theuerste, laß danken den Gott uns, der
Unsre Herzen vereint, beide so gleich gestimmt,
Sie von einem Verlangen,
Einem Wunsche nur glühen hieß!

Von dem Himmel herab strömete, glaub es mir,
Ja, vom Himmel herab strömte die heilge Gluth,
Die zu edlen Entschlüssen,
Edlen Thaten uns beid' entflammt!

Ja, ein freundlich Gestirn strahlte den Glanz in mich,
Der den Geist mir erhellt, strahlte den Glanz in dich,
Der den Geist dir erhellet,
Jede niedre Begierde dämpft.

Dieß,

Dieß, dieß ewigt das Band, das uns vereint! Der Tod
Selbst zerreisset es nicht, giebt ihm des Diamants
Glanz und Dauer; verwundernd
Zeigen einst sie einander sichs.

O wie werden wir uns freuen der Wonn', in die
Unser Schicksal sich schnell wandelte, du bestimmt
Einem besseren zweiten
Leben, frey ich des zweiten Tods.

* *

Lied.

Von einem Ungenannten, aus Jagemanns Anthologie.

Warum ließ doch das Schicksal nicht,
Als es uns gab der Erden,
Dich, Lilla, eine Schäferin,
Mich einen Schäfer werden!

Statt unsers Kerkers in der Stadt,
Verwahrt mit Thor und Riegel,
Warum ward nicht ein Hüttchen uns
Auf einem freyen Hügel!

Dann wüßtest du von Moden nichts,
Die Frankreich itzt dir schicket;
Ein Blümchen wär dein schönster Schmuck,
Das ich für dich gepflücket.

Zufrie-

Zufrieden wär ich dann und arm:
Dich lieben und am Morgen
Die Heerden führen in den Klee;
Das wären meine Sorgen.

Wenn auf die stille dunkle Welt
Die Sterne blinkten nieder,
Dann schlöß' auf Blumen uns der Schlaf
Die müden Augenlieder.

An eines hellen Baches Rand
Säß ich bey dir, mein Leben,
Und säh auf seiner Silberfluth
Dein Rosenantlitz beben.

Dann säng ich Ur= und Gegenbild
Entzückt in meine Leier,
Und ungekünstelt wär mein Lied
Und herzlich und voll Feuer.

Ein Paar verliebter Täubchen flög'
O dann zu uns hernieder
Und lauschte mir und girrete
Mein zärtlich Lied sich wieder.

Die Furcht, die sonst den Liebenden
Sich immer pflegt zu gatten,
Vergiftete nicht unser Glück
Auf unsern frohen Matten.

Denn

Denn nur der Unschuld und Natur
Wär unser Herz da eigen,
Wo beide herrschen, kann die Furcht
Sich nicht einmal nur zeigen.

Uns ungetrenntes zärtlichs Paar
Beschlich wohl, eh wirs dachten,
Das schwache Alter endlich auch,
Indem wir froh noch lachten.

Das Alter, das so eilend dringt
Ins reichen Städters Zimmer,
Mit Todesangst sein Herz erfüllt
Und kläglichem Gewimmer;

Wie in der Nacht ein Donnersturm
Auf einmal brüllt und heulet,
So schrecklich ihn, so plötzlich ihn
Auf einmal übereilet;

Das wär uns, die so lange Zeit
Beglückt die frohste Liebe,
Ein Bote sanfter Ruhe nur,
Kein Störer unsrer Liebe.

Von einer schönen jungen Schaar
Sähn wir uns dann umringet,
Und unser Glück der Zärtlichkeit
In ihrer Brust verjünget.

Dann

Dann sagt' ich dir: „So strahlten einst
„Auch deine Augen, Beste!
„Wie neideten nicht damals dich
„Nerine und Alceste?

Und du zu mir: So sah ich einst
Auch deine Locken wehen!
So rasch und kühn in Tanz und Lauf —
Da wars um mich geschehen!

Beglücktes Volk, den Göttern werth,
Das noch die Tugend ehret,
Und Aufenthalt der Unschuld gern,
Die zu dir wich, gewähret!

Du kennest keinen Ueberfluß,
Kein Schmerz naht deiner Hütte:
Laßt, ihr Tyrannen, ihnen doch
Die gute alte Sitte!

Ihr Sklaven niedren Stolzes habt
Die Tugend längst verlassen:
Wollt ihr ihr Glück auch denen nicht,
Die sie noch lieben, lassen?

Carlo Innocenzio Frugoni.

Ein noch lebender Dichter. Folgendes Gedicht von ihm ist aus der schönen Sammlung von reimlosen Gedichten genommen, die zu Bassano 1770 unter dem Titel: Versi sciolti di tre eccellenti moderni autori, cioè: Sig. Ab. Carlo Innocenzio Frugoni, Sig. Co. Francesco Algarotti, e P. Saverio Bettinelli: con alcune lettere all' Arcadia di Roma herausgekommen ist.

An den
Grafen Pietro Scotti.

Und so ist es denn doch unläugbar, was das Gerüchte
Von dir erzählt, o Pietro? Nein, länger kann ich nicht zweifeln!
Glauben muß ichs, ob gleich mirs selbst unglaublich noch scheinet,
Länger kann ich nicht zweifeln: Du hast die Freiheit verlohren!
Nicht die schattigsten Haine und nicht die blühendsten Fluren
Konnten ihren Betrug dir sonst verbergen, und konnten
Deine jugendlichen Füsse sonst locken, dich ihnen
Nur von ferne zu nahn; und nun, da stark schon und kühne
Auf die lange Freiheit sind deine Flügel geworden,
Nun erst haben sich in die Schlingen der Liebe verstricket?
Unauflöslich verstrickt! Vergebens rufen sie ferner
Ihre angebohrene Stärke hervor, bezwungen
Ganz nun und kraftlos sinken sie nieder, ergeben sich muthlos

Dem

Dem unbezwinglichen Schicksal, und wagens nun nicht mehr, nur eine
Feder zu schütteln. Das ists, was mir das Gerüchte verkündet!
Und nur allzuwahr ists, was mir es verkündet! zu sehr, ach!
Bist du von dem, der du warst, verschieden, und diese Verwandlung
Konnte der Liebe allein nur gelingen. Die Liebe allein nur,
Wenn in eine edle Brust sie sich senket, vermag nur
So die Vernunft zu verwirren, und so die schwächlichen Sinnen
Zu erschüttern und zu vermischen, und solch ein Gewölke
Vor dem Blick des Geistes zu zaubern, indem sie mit einer,
Nur mit einer Begierde den ganzen Menschen erfüllet;
Seinen sterblichen Theil nicht nur erfüllet; auch jenen
Höheren Ursprungs, den ihm in die Brust der ewige Schöpfer
Selbst gehauchet. Gedanken und Sorge der Liebe wird alles,
Alles in ihm, keine Spur bleibt von dem vorigen Menschen
Mehr zurücke. Wie da, wo sich Egyptens Ernährer,
Der unermeßliche Nilus, aus sieben Mündungen brausend
Der gesalzenen Woge des Meers vermischet: so innig
Mischt und vereint er sich ihr, daß lang sie sich selber vergisset,
Alle Bitterkeit des angebohrenen Salzes
Gänzlich verlieret und nicht des Oceans Tochter mehr scheinet.
Mit Verwunderung fühlt der schuppigte Schwimmer so gänzlich
Seine vaterländische Fluth, verändert und flieht sie.

Patriotisch besuchtest du fleißig sonst den Gerichtsplatz,
Und besuchtest voll Andacht sonst fleißig den heiligen Tempel:
Aber dich sieht der Gerichtsplatz, sieht nun nicht ferner der Tempel!
Wo die erhabenen Mauern durch blühende Fluren Piacenza
Ausstreckt und dem Waller bequeme Pfade entschliesset,
Sah die sinkende Sonne mit andern lustwandelnden Schaaren
Oefters dich säumenden Schrittes entgegen sonst gehen dem sanften
Schmeichelnden Windchen, das aus Westen die Flügel verbreitet,
Und mit erquickender Kühlung aufs neue die Schöpfung belebet,
Die vor der wüthenden Gluth des Tages verschmachtet: nun aber
Wallst du am kühlenden Abend nicht mehr durch blühende Fluren!
Dich hat ein Mädchen nunmehr, ein fremdes Mädchen, gebohren
An des Serchio Ufern, und an das Ufer des Reno
Von der Hand des Hymens geführet, mit Schönheit geschmücket
Und mit Tugend, sie hat durch ihre siegenden Blicke
Ihre adlichen Sitten, und ihre Grazie, ganz nun
Ganz zum Sklaven der Liebe dich nun gefesselt. Von Liebe,
Nur von Liebe sprichst du itzt mit dir selber, und Liebe
Denket deiner Gedanken nun jeder, und was die entflammte
Seele ihrem Taumel entreissen könnte, das fliehst du,
Wie mit abgewendeten Segel die drohende Klippe
Und die gefährliche Sandbank der Schiffer fliehet, der seinen
Reichbeladenen Kiel entgegen lenket dem Haven.

Wem von deinen Getreuen war sonst der Zutritt zu deiner
Wohnung versaget? — O keinem! Willkommen waren dir alle
Stets, es mocht' Aurora kaum erst der kalten Umarmung
Ihres Titans entflohn seyn, es mochte der sengende Mittag
Von der Weide selbst die Heerde zu fliehn und zur frischen
Quelle haben und schattigten Waldung zu eilen gezwungen.
Aber nun steht an der Pforte der unerbittliche Hüter,
Welcher den Zutritt zu dir jedweden verweigert, und sich nicht
Scheuet deines Verbots Ursachen zu dichten: das wissen,
Wissen nur allzugut, die von dir zurücke oft traurig
Und gedankenvoll kehren, und dich bedauernd; sie wissen
Wie vor aller Blicken du oft in das einsamste Zimmer
Dich verschliessest, und von dem langsamen Feuer der Liebe
Schmelzend, bald unbeweglich mit starren Blicken, mit blassem
Abgehärmten Gesicht' auf dem vergüldeten Lehnstuhl
Sitzest, mit wankendem Schritte bald voller Unruh umher irrst,
Und mit unablässigem Staunen die liebliche Flamme
Stets ernährest, die sich von Ader zur Ader dir giesset,
Alle irrenden Lebensgeister ergreifet, und alle
Zarten Fibern durchläuft, dein Blut aufleckt, und das Mark dir
In den Gebeinen vertrocknet. — So, wenn der lächelnde Frühling
Auf den Flügeln des Wests zurückkehrt, entbrennet ein junger
Ungebändigter Stier, dem auf den grünenden Auen
Die milchweisse Kuh sich zeiget, auf einmal. Er liebet
Nun die fetten Weiden, und nicht mehr die grasvollen Ufer,
Spaltet muthig nicht mehr die Luft mit kurzem Gehörne,

 Tobet

Tobet mit stolzem Fusse nicht mehr in Nebeln von Staube;
Von der verzehrenden Brunst besieget, flieht er in öde
Wälder, oder ins einsame Thal, und wirft auf den harten
Boden bald sich nieder, und bald, (so wie die verliebte
Wuth ihn treibet,) springt er in weiten Kreisen umher, und
Füllt mit kläglichem Brüllen die Luft und die hallenden
Wälder.

Warum lieget die Laute, sie, sonst dein süßtes Vergnügen,
Nun verstummet im Staub? Wer riß die heiligen Kränze,
Die dich schmückten, (so selten der Schmuck der Dichter) vom Haupt dir?
Zürnend siehet auf dich Euterpe, und schilt auf die Liebe,
Eifersüchtig, daß dich sie ihr entriß, ihren Liebling.

So verstreichen dir die quaalbelasteten Tage,
Und noch quaalenvoller die Nächte! Träg und langsam
Dehnet jede sich dir zu Jahren. Wenn alles der Ruhe
Schon geniesset, vermagst nur du kein Auge zu schliessen,
Und bezeichnest jede Sekunde mit innigen Seufzern.
O des erbärmlichen Zustands der Liebenden, denen ihr Leben
Unter lauter Gram und Schmerzen und Sorgen dahin fließt!

Und noch neue Gefahren seh ich dich bedrohen! Wie, denkst du,
Muß es die Schönen, auf die dein Vaterland stolz ist, nicht kränken,
Daß der Jüngling, der stets all' ihre Reitze verschmähet,
Unüberwindlich und kalt stets allen geblieben, daß der nun
Eines

Einer ausländischen Schönheit, nicht ihnen, zur Beute geworden?
Weißt du nicht, wie die Rache so süß ist dem weiblichen Herzen?
Rache werden sie alle nun gegen dich schwören! — Gewiß, wenn
Je vor dem schmeichelnden Glas auf neue Künste, die Herzen
Zu bestricken, sie sannen, so werden sies itzo, die Ehre
Ihrer verachteten Schönheit nicht ungerochen zu lassen!
Was nur ein reizendes Antlitz und Zauberblicke, und süsse
Listige, schmeichelnde Wörtchen vermögen, das werden sie alles
Gegen dich nun vereinen, um, wo es möglich, die süssen
Fesseln der Liebe hinwegzuschmelzen, die dich itzt umschlingen
Und mit neuen gebunden von gleicher Schwere und gleicher
Stärke dich in Triumph zu führen. Wer kann dich erretten,
Armer Pietro! Was soll ich dir sagen? — Vergebens, ich weiß es,
Spricht die Weisheit da stets, wo Leidenschaft herrschet. Ich schweige. —
Dir, so gut ichs vermocht', hab ich dich selber geschildert;
Sieh in diesen Kristall, und laß dich gegen dich selber
Doch zum Mitleid dadurch bewegen! Rath ist und Führer
Sich der Weise nur selbst — Kaum sah im goldenen Schilde,
Das der kluge Ubaldo ihm plötzlich vorhielt, der brave
Krieger Gottes sich selbst, wie ihm von düftenden Salben
Trieften die künstlich geringelten Locken mit Rosen gekränzet,
Von dem befiederten Helme nicht mehr geschmücket; kaum sah er,

 Wie

Wie ein weichlich Gewand ihm Brust und Rücken umhüllte,
Sonst nur vom stählernen Panzer gedecket, als er erröthend
Vor Unwillen und Schaam von dem erniedernden Anblick
Seine Augen schnell wandte, und wie aus täuschenden Träumen
Plötzlich gewecket, aufsprang, und schnell mit eigenen Händen
Diesen entehrenden Schmuck der Wollust von sich herabriß.
Wie ein numidischer Löwe, wenn er den eisernen Käfig
Endlich zerbrach, und entrann; sein angebohrener Muth kehrt
Bald ihm in Busen zurück; schon schüttelt er wieder mit stolzem
Nacken die gelbe furchtbar emporgesträubete Mähne,
Brüllet Schrecken schon wieder durch das bekannte Gehölze
Und verbreitet Verderben schon wieder unter den Schaaren
Flüchtiger Hirsche und Rehe, die ihre Schnelle nicht rettet:
Also kehrete bald in die Brust des edlen Rinaldo,
Von den beiden Kriegern erwecket, die Tugend zurücke.
Asiens Kriege dacht er schon wieder, schon glühten aufs neue
Grosse, kühne Entschlüsse ihm in der Seele, bald Thaten,
Die das heilige Grab des Erlösers werden befreyen.

Aus dem Filalete.

Dieß ist der Titel einer kritischen Schrift, die 1738 zu Venedig erschienen, und Gespräche über die Poesie enthält, welche durch eine Sammlung von Sonetten, die Pater Ceva herausgegeben, veranlaßt worden, wider den sie auch hauptsächlich mit vieler Bitterkeit gerichtet sind.

In

In diesem dunklen schmerzerfüllten Wald
Hatt ich noch nicht umher geblickt, war kaum
Gebohren noch, als ich schon weinete,
Nicht wissend, daß ichs that, und nicht, warum?

Ich wußte meine Schuld noch nicht, und nicht
Wie jene Frucht so bitter wäre, die
Gekostet unser erster Vater; nicht
Daß ich durch sie ein Kind des Zornes sey.

Und nun da fremde Schuld und eign' ich weiß
Und ihre Zahl und ihre Last, und den
Für mich am Kreuze bluten seh, der mich
Zu heilen, seine Herrlichkeit verließ;

Und Felsen bersten und in Mitternacht
Gehüllt die Mittagssonne, und dem Grab'
Entsteigen seh die Todten: ach! nun wein
Ich nicht, und weinen sollt ich itzt doch stets.

Vittoria Colonna.

Nicht nur die Dichtkunst (sagt Crescimbini) sondern alle Wissenschaften und alle seine auserlesensten Schätze hat der Himmel in die Brust dieses bewundernswürdigen Frauenzimmers ausgegossen, die in der Welt so wohl in Ansehen der Schönheit ihres Körpers, als ihrer Seele wenige ihres gleichen hat. Wenn man

 auch

auch dieß Lob ein wenig übertrieben finden möchte, so verdient sie es doch gewiß gröstentheils, und man thut ihr Unrecht, wenn man sie mit der übrigen Heerde von Petrarcas Nachahmern vermischt, unter denen sie sich, auch die besten nicht ausgenommen, auf die vorzüglichste Weise auszeichnet. Ihr Herz voll der edelsten Empfindungen, ihre reine, warme Zärtlichkeit gegen ihren Gemahl der Schmerz über dessen Verlust, und ihr erhabener Geist würden sie zur vortreflichen und verehrungswürdigen Dichterinn gemacht haben, wenn auch kein Petrarca vor ihr in der Welt gewesen, dem sie nur deswegen unter allen seinen Nachahmern am nächsten kömmt, weil sie gleiche Empfindungen und Gesinnungen mit ihm hatte, gleichen Drang fühlte, sie auszudrücken, nicht weil sie sich vorsetzlich bemühte, ihn nachzuahmen. Wenn man es auch ihren Versen hin und wieder ansieht, daß sie Petrarca gelesen hat, so sieht man es doch den meisten noch mehr an, daß sie unmittelbar aus der Fülle des Herzens geströmt sind. Ihr Vater war Fabrizio Colonna, und ihr Gemahl Francesco Ferdinando d'Avalo, Marchese von Pescara. Sie verlohr ihn 1521 und brachte ihr übriges Leben ganz der Religion und seinem Andenken gewidmet in einem Kloster zu Viterbo zu, wo sie 1546 starb. Die Italiener geben ihr den Beinamen: die Göttliche; und die größten Genies der Nation, unter ihnen auch Ariosto, Tasso und selbst der Spötter Boccalini sind ihre Lobredner.

Mit

Mit unsrer Sorg ist nichts gethan!
Zusetzen seiner Länge kann
Und sie vermindern keiner; daß
Doch jeder stets bedächte das!

Um Kleider würden wir und Brod
Dann unbekümmert, froh dem Gott
Traun, der die Liljen auf dem Feld,
Die Vögel in der Luft erhält.

Von ihm kommt alles Gute her;
Du weißts, mein Herz! dein Freund ist er,
Und doch liebst du ihn nicht allein?
Kannst andrer Dinge noch dich freun?

Mit ofner Seite ruft zu sich
Von seines Kreuzes Thron er dich,
Und bittet dich voll Huld und spricht:
Verschmäh doch meine Liebe nicht!

* * * * *

Die Blüthe aller Tugend, die genährt
Von meiner Hofnung, einst so reizend mir geblühet,
Goß Wonne in mein Herz, die noch darinnen glühet,
Und ihre bittre Frucht mir selber itzt macht werth.

Nur unsers Lebens letzte Stunde lehrt,
Ob lächelnd das Geschick, ob zürnend auf uns siehet,
So lang ein Uebel kömmt, das andre fliehet,
Bleibt zweifelhaft stets unsers Schicksals Werth.

Allein

Allein den einzigen erhabenen Gedanken
In meiner Brust macht weder Zeit noch Schicksal wanken,
Gesegnet bleibt mir stets die Quelle meiner Pein.

In Treue haben sich nun alle deine Triebe
Verwandelt, und wie deinen ersten Tag, o Liebe,
Werd ich ihr meines Lebens letzten weihn.

* * * * *

Die Hofnung, die dich nährte, ist verschwunden,
O Flamme meines Herzens! und dennoch
(So mächtig fühl ichs, wie ichs je empfunden)
Lebst immer du in meinem Herzen noch!

Die schönen Blüthen! Alle abgestreifet
Hat sie des Todes Hauch in einer Nacht,
Und alle Früchte, all noch ungereifet,
Und dich nur hat er stärker angefacht?

Ja! ewig ist, wie die, von der sie stammet,
Die Glut, o Liebe, die mein Herz entflammet,
Denn vom Altar des Himmels nahmst du sie!

Sie lebet in sich selbst, und ihrer würdig findet
Sie in der Seele, die sie ganz entzündet,
Nur Nahrung; andrer Nahrung darf sie nie.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Italienische Anthologie, aus prosaischen und poetischen Schriftstellern, in deutschen Uebersetzungen

Bd.: 1. (1778). - 170 S.

1778

Coburg, Landesbibliothek -- C I 6/1(1/3)#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11918883-2